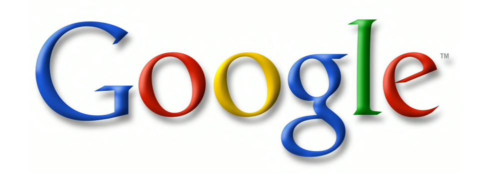


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

G1
?99
A1
M56

A 907,246


PROPERTY OF THE
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



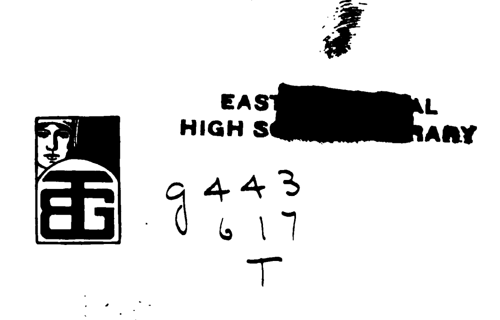
Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
116. Bändchen

Das deutsche Haus und sein Hausrat

Von

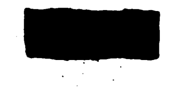
Dr. Rudolf Meringer
o. ö. Professor an der Universität Graz

Mit 106 Abbildungen,
darunter 85 von Prof. A. von Schroetter


EAST ... L
HIGH S ... ARY
9443
617
T

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1906

GT
299
.A1
M56



Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Hugo Schuchardt

dem Sachforscher

widmet diese seine Salzburger Vorträge

der Verfasser



General Lib.
Handman
12-11-46
539271

Vorwort.

Als mich die Verlagshandlung B. G. Teubner aufforderte, für sie meine in Salzburg (September 1905) zu haltenden Vorträge über das deutsche Haus niederzuschreiben, ging ich sofort mit Freuden darauf ein. Nicht als ob ich die Schwierigkeiten einer Behandlung dieser Sache nicht gekannt hätte; ich kannte sie. Aber ich hatte auch die Überzeugung, daß endlich einmal wieder Einer den Mut haben müsse, eine Zusammenstellung, die vielen zugänglich ist, zu machen. Daß dabei vieles subjektiv werden mußte, war nicht zu umgehen. Den Neuling wird das Büchlein doch in die Probleme einführen, der Kundige möge die Arbeit als Diskussionsbasis annehmen — wie er kann —. Meine Stoffeinteilung wird befremden. Ich fand aber keine andere wissenschaftlich ehrliche.

Ich habe Dank abzustatten Seiner Exzellenz dem Grafen Hans Wilczek, der mir vor Jahren eine Anzahl volkskundlich interessanter Gegenstände aus den Schätzen seines Schlosses Kreuzenstein photographieren ließ (vgl. Fig. 66, 106), der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, deren Mitteilungen die Figuren 54, 65, 67, 69, 71, 72, 80—83, 86—89, 93—96 entnommen sind, Herrn Direktor Karl Lacher vom Joanneum in Graz, der die von ihm gesammelten Gegenstände von Fig. 102, 104, 105 zu reproduzieren gestattete, Herrn Professor Dr. A. Pogatscher in Prag, der mir die Nachweise zu S. 92 Anmerkung lieferte und Herrn Professor Dr. Rudolf Much, der mich vielfach unterstützte.

Herr Professor A. von Schroetter hat 85 Bilder nach den in meinem Besitze befindlichen Gegenständen und Photographien gezeichnet. Für meine eigenen Skizzen, die Herr H. Hofholzer ins Reine zeichnete, bitte ich um Nachsicht. Drei Bilder sind nach R. Henning gemacht, drei nach Meiborg.

Graz, Dezember 1905.

Rudolf Meringer.

Inhalt.

Verzeichnis der Abbildungen.

Vorbemerkungen.

Unsere Mittel zur Erforschung der Geschichte unseres Hauses sind verschiedener Art. Sie bestehen:

1. in wirklichen Überresten alter Bauten. Diese sind spärlich und sind überdies zu allermeist Überreste von vornehmen Steinbauten, die von bereits vorgeschrittener Entwicklung zeugen;

2. in literarischen Nachrichten und alten Bildwerken, wie sie als Schmuck der Handschriften in Fülle vorhanden sind. Aber die literarischen Nachrichten sind dürftig und haben es zumeist mit den Wohnungsverhältnissen der kulturell höherstehenden Reichen und Vornehmen zu tun und die Bildwerke sind nicht getreu und oft deutlich von antikisierender Art;*) endlich

3. in den heute noch vorhandenen volkstümlichen Häusern, den Bauernhäusern, die sich vielfach in sehr altertümlichen Formen erhalten haben. Sie können für die wichtigste Quelle unserer Erkenntnis gelten. Auch die Etymologie der Wörter, die sich auf das Haus und den Hausrat beziehen, kann von hohem Wert sein.

Die Hausforschung, das heißt das Studium des volkstümlichen Hauses, des Bauernhauses, ist erst im Beginne ihres Wirkens. Das hat seinen Grund darin, daß auch große Männer, die sonst für alles Volkstümliche ein Herz hatten, wie Jakob Grimm, gerade für das Bauernhaus und seinen Hausrat kein Verständnis bekundeten. Sogar Goethe, dem doch „die Künstlerlust an sinnlichen Dingen"**) in so hohem Grade eignete, war „entrüstet", als ihm italienische Weiber „alte Kessel, Feuerzange,

*) Über die in 1 und 2 bezeichneten Quellen vergl. die unten genannten Werke von Heyne und Stephani.

**) Weimarer Ausgabe 30, 218; 31, 7.

nebst anderem schlechten Hausgeräte" neckend als Altertümer zum Kaufe anboten.

Eine Bezeichnung wie: „Das deutsche Haus" bedarf einer Erklärung, wenn sie nicht Mißverständnisse hervorrufen soll.

Das Haus ist nichts Nationales. Wenigstens nicht in dem Sinne, daß man glauben dürfte, ein Volk besitze wie eine eigne Sprache so auch ein eignes Haus, und daß den Dialekten dann wieder Unterabteilungen dieses nationalen Hauses entsprechen.

Einem Haustypus kommt ein gewisses geographisches Verbreitungsgebiet zu, das sich aber keineswegs mit irgend einer Sprachgrenze decken muß. Die Ausbreitung des Gebiets irgendeines Typus hängt vom Verkehre ab, wie die Ausbreitung jeder Kulturerscheinung. Da aber der Verkehr innerhalb der Grenzen einer Sprache am leichtesten und daher auch meist am stärksten ist, ergibt es sich, daß die Völker öfter einen besonders charakterisierten Haustypus haben. Und so können auch verschollene Völker besondere Typen gehabt haben. Diese aber in heute noch bestehenden Hausformen nachweisen zu wollen, ist ein schwieriges Unternehmen.

Aber die Sprachgrenzen hindern die Ausbreitung von Hausformen ebenso wenig, wie sie die Ausbreitung anderer Kulturerscheinungen verhindern. Das oberdeutsche Haus findet sich außer bei den Deutschen auch bei Slaven, Magyaren und auch — aber seltener — bei Romanen. Der Ausgangspunkt dieser Hausform, dieses Typus, ist aber Oberdeutschland gewesen, und da er sich von hier aus wie die Welle in einem Teiche nach allen Seiten ausbreitete, so nenne ich dieses Verbreitungsgebiet die Kulturwelle des oberdeutschen Hauses. Wir werden sehen, daß diese Welle, welche über fremdsprachige Völker hinweggeschlagen hat, bis heute noch nicht ganz Deutschland überflutet hat, denn der Norden zeigt teilweise ein anderes Bauernhaus als der Süden.*)

Ebensowenig als man einen Haustypus in allen seinen Einzelheiten national, aus der Eigenart eines Volkes, erklären kann, weil wir überall auf Entlehnungen und Kulturüber-

---

*) Über die allgemeinen Fragen der Hausforschung vergleiche des Verfassers: „G. Bancalari und die Methode der Hausforschung", Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXXIII (1903), S. 252 ff.

tragungen stoßen, ebensowenig kann man ihn schlechtweg als eine Funktion von Klima und Bodenbeschaffenheit hinstellen, das heißt aus Gründen reiner Zweckmäßigkeit nach den gegebenen Verhältnissen erklären. Gewiß ist, daß Klima, Regenmenge, vorhandenes Baumaterial usw. nicht ohne Einfluß auf die Bauart bleiben können, aber jeder Versuch, die Haupttypen des europäischen Bauernhauses restlos aus solchen Voraussetzungen herzuleiten, muß scheitern. Ebensowenig wie in der Tracht ist es beim Hausbau und in der Hauseinrichtung immer das Zweckmäßigste, was Nachahmung und Verbreitung gefunden hat. Nur die großen und evident nützlichen Erfindungen brechen sich Bahn, auch diese oft nur nach langem Widerstande der an der Tradition festhaltenden Bevölkerung. Sonst herrscht die Nachahmung im selben Sinne wie überall: die Einrichtungen der politisch und kulturell überlegenen Stämme werden nachgemacht, auch wenn etwas anderes für die besonderen Verhältnisse passender wäre. Der gewöhnlich konservativen Zähigkeit des Bauers verdanken wir es, wenn wir heute noch aus den vorhandenen Resten bis tief auf ferne Urzeiten des Hausbaus zurückblicken oder wenigstens zurückschließen können.

Vielleicht kann man sich aber die Zähigkeit der bäuerlichen Tradition aus gewissen Tatsachen besser erklären als aus einer zum Zwecke der Erläuterung angenommenen geistigen Eigenschaft des Bauers. Das Leben des Bauers hat bis vor kurzem die Spezialisierung der Tätigkeiten nicht gekannt: der Bauernhof hat so gut wie alles, wessen die Bewohner bedurften, selbst erzeugt. So war auch der Bauer sein eigener Baumeister.*) Und der baute im besten Falle in seinem Leben ein Haus, wenn das ererbte durch Alter oder Feuer zu grunde gegangen war. Dabei half das Dorf mit, und diejenigen, welche selbst schon gebaut hatten, waren seine Lehrer, wenn er deren überhaupt bedurfte, denn er selbst hatte wohl auch schon bei dem Baue eines Andern mitgeholfen. Die Bautätigkeit war aber eine geringe, denn ein Holzhaus lebt seine 200—300 Jahre, ohne ernstlich zu leiden. Die raschere Entwicklung in der materiellen Kultur beginnt so recht erst mit der Spezialisierung und

*) v. Andrian: Die Altausseer, S. 27, 62 f. Auch der russische Bauer ist ein geschickter Zimmermann (plotnik), vergl. A. v. Haxthausen: Rußland 1847, I, S. 72.

Arbeitsteilung. Hier vollzieht sich die Entwicklung schon im Leben des einzelnen Individuums.

Die Forschungen auf dem Gebiete der materiellen Kultur werden dadurch erleichtert, daß heute noch neben den höheren Kulturzuständen einfachere existieren. Wir sehen in diesen noch bestehenden ursprünglicheren Zuständen jene, die früher allgemein waren. So finden wir in einer Holzknechthütte, einem ärmlichen Häuschen Zeugnisse dafür, wie wir uns die früheren Häuser vorzustellen haben, und so trachten wir, uns aus der Zusammenstellung der Grundrisse heute noch bestehender Häuser, vom einfachsten bis zum entwickeltsten, ein Bild zu machen von dem Ausgangspunkte und den Fortschritten der Kultur.

Diese Betrachtungsweise hat allerdings Widerspruch gefunden. Man suchte die heute bestehenden primitivsten Wohnungen gewissermaßen als Degenerationen höherer Kulturformen zu erklären. Wer sich wirklich mit volkskundlichen Studien eingehend befaßt hat, der wird diese Erklärungsart weit von sich weisen. Ein geschultes Auge wird einen ursprünglichen Bau, der auf alter Überlieferung fußt, sofort von einem anderen unterscheiden, der unter dem Zwange materieller Not von Menschen errichtet wurde, die einen modernen Bau im Sinne hatten und ihn mit möglichst wenig Mitteln nachahmten: zwischen einer Sennhütte und einem Häuschen, wie es etwa Erdarbeiter für die Zeit ihrer Beschäftigung an Ort und Stelle errichten, ist ein Unterschied, den zu übersehen man mit Blindheit geschlagen sein müßte.*) Nicht nur der äußere Anschein, sondern das innerste Wesen unterscheidet einen primitiven Bau von einem degenerierten. Jener zeigt andere Formen, anderen Inhalt, vor allem andere Techniken, die sich keineswegs aus Degeneration erklären lassen.

Man darf ferner nicht übersehen, daß auch in Europa die Kultur niemals das ganze Volk in allen seinen Teilen durchdrungen hat. Wie sich uralter Aberglaube erhalten hat, wie sich Pflüge ehrwürdigster Art erhalten haben, so haben sich auch alte und älteste Hausformen erhalten, und sowenig man die

---

*) Auf dem Plan von Skt. Gallen erscheinen neben komplizierten, fremden Einfluß verratenden Gebäuden auch ganz einfache, in denen man mit Recht solche, die unter lokal-oberdeutscher Tradition stehen, erkannt hat. Anders aber Stephani II, S. 71 ff. Nach ihm ist das „Normalhaus" des Plans das siebenräumige, die anderen sind daraus durch „Beschneidung" hervorgegangen. Siehe unter V.

heutigen primitiven Pflugformen als Degeneration moderner Pflüge erklären kann, so widersinnig ist es, die Formen des heutigen primitiven Hauses sich auf diese Weise zurechtlegen zu wollen.

Dabei braucht nicht geleugnet zu werden, daß Rückschläge in der Kultur erfolgten. Kriege und Einwanderung fremder Horden haben gewiß oft höhere Kulturen bedrängt oder vernichtet. Aber dem volkstümlichen Hause scheinen sie viel weniger angetan zu haben, als man vermuten möchte. Es braucht auch nicht geleugnet zu werden, daß städtische Kulturformen im Bauernhause Nachahmung finden und gefunden haben. Aber dieser Einfluß ist früher nicht groß gewesen, wie der merkwürdig große, noch heute bestehende Unterschied zwischen dem Bauernhause und dem Hause des Städters und auch des industriellen Arbeiters beweist. Die oberdeutsche Bauernstube als Degeneration eines altdeutschen Herrenzimmers oder etwa eine „Laube" aus einem städtischen Portikus erklären zu wollen, geht demnach nicht an. Mehr Wahrheit läge in der umgekehrten Annahme.

Was ist ein Typus? Bei den Haupttypen ist wohl ohne weiteres einleuchtend, daß sie sich unterscheiden und wodurch sie sich unterscheiden. Nicht aber bei den Unterabteilungen. Es ist nicht so leicht zu sagen, das heißt nicht so kurz, wodurch sich zum Beispiel ein schweizerisches Bauernhaus von einem steirischen unterscheidet u. ä. Man muß hier eine ganze Reihe von Merkmalen, in denen eine Abweichung besteht, anführen.

Wo ein Typus am reinsten ist, läßt sich ebenso schwer sagen wie etwa, wo das reinste Deutsch gesprochen wird. Die einzige wissenschaftlich korrekte Antwort auf die Frage nach den Typen ließe sich bloß auf folgende, aber umständliche Art geben: Man müßte auf einer Karte für jede einzelne Eigenschaft des Hauses die „Welle", das heißt den Verbreitungsbezirk dieses Merkmals einzeichnen. Auf diese Weise erhielte man eine große Anzahl von sich umfangenden, kreuzenden oder auch sich nicht berührenden Wellenlinien, kurz ein Bild, wie es die Oberfläche eines Teiches bietet, wenn man auf verschiedene Stellen größere und kleinere Steine wirft. Die Lagerung dieser Wellen würde erkennen lassen, von welchen geographischen Örtlichkeiten oder Gegenden die meisten Wellen ausgegangen sind, die Orte, von denen die Bewegungsimpulse erfolgt sind, die Stellen —

um im Bilde zu bleiben —, wo die Steine aufgeschlagen hatten. Je schwerer der Stein, desto größer die Welle, das heißt der kulturelle Bewegungsantrieb und sein Wirkungskreis.

Wir benennen hier die Typen nach den Ländern, in denen sie sich heute finden, oder nach den Volksstämmen, bei denen sie vorkommen. Andere Namen, zum Beispiel solche, die den technischen Eigentümlichkeiten der Anlage der Häuser entsprechen, wären zu schleppend, als daß man sie mit Aussicht auf Erfolg einführen könnte. Bei ganz einfachen Typen bewähren sie sich aber: So spreche ich z. B. von einem Herdhaus.

A. Die heutigen Bauernhäuser Europas.

I. Die Haupttypen der nichtoberdeutschen Bauernhäuser.

a) Allgemeines.

Bei den Germanen allein haben wir nicht weniger als drei Typen: Im Süden das oberdeutsche Haus, in einem Teile Norddeutschlands das niedersächsische Haus, dann das nordische Haus. In den romanischen Ländern das romanische oder Kamin-Haus*), im slavischen Osten Europas das osteuropäische oder Herdofen-Haus.

Vom oberdeutschen Hause soll später gesondert gehandelt werden; alle anderen Typen müssen aber vorher wenigstens insoweit charakterisiert werden, daß sie sich klar und deutlich vom oberdeutschen Haus und untereinander abtrennen.

Bei den Haustypen, welche nicht wie das niedersächsische Haus Mensch, Vieh und Feldfrucht unter demselben Dache, das heißt sogar in demselben Raume, beherbergen, sondern Wohnhaus, Stall und Scheune trennen oder bloß aneinanderrücken, soll vorwiegend oder ausschließlich von der Menschenbehausung die Rede sein.

In Europa kommt noch in verschiedenen Gegenden ein höchst primitives Haus vor, das eigentlich nur aus einem Herdraum besteht. Diese Urform des Hauses, der ein besonderes Merkmal nicht anhaftet, die auch keineswegs auf Europa beschränkt ist, soll zuerst besprochen werden.

*) Das Wort „Kamin" wird in verschiedenem Sinne gebraucht. Ich verstehe darunter einen offenen Herd, der Feuermantel, Feuerhut und einen Rauchabzugskanal erhalten hat; siehe unter e. Den Rauchabzugskanal nenne ich Rauchfang oder Schornstein, worauf ebenfalls zu achten ist, denn in manchen Gegenden wird der Rauchfang „Kamin" genannt.

b) Das Herdhaus.

Von einem Herdhause spreche ich dort, wo der einzige oder doch der wichtigste Raum des Hauses eine Feuerstätte oder einen einfachen offenen Herd enthält und wo dieser Herdraum die Familie bei Tag und bei Nacht beherbergt. An diesem Typus ändert es wenig, ob das Häuschen noch eine Vorhalle, eine Laube, hat, oder ob noch ein belangloser Nebenraum entsteht.

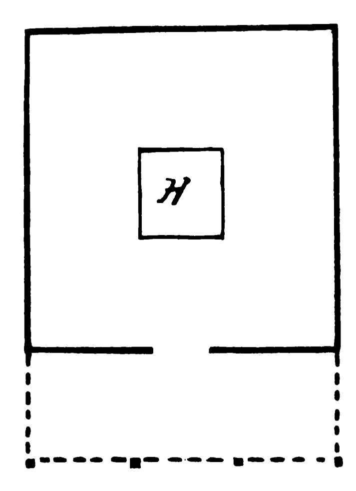


Fig. 1. Herdhaus mit offener Vorhalle.

Der Mittelpunkt dieses Hauses ist immer der Ort, wo das Feuer angemacht wird. Dies geschieht entweder auf dem Boden, der dann natürlich nicht gedielt ist, oder auf einem Herde, der sich nur wenig über den Boden erhebt und noch keine Vorrichtung besitzt, um die offenen Flammen weniger gefährlich zu machen und den lästigen und für die Augen schädlichen Rauch aus dem Raume abzuführen.

Dieses primitive Herdhaus findet sich in Europa sporadisch noch an vielen Orten, auch auf altem, historischem Kulturboden, zum Beispiel in Griechenland, Italien, Spanien, Frankreich, unter dem romanischen Hause, auch auf oberdeutschem Boden mitten unter dem oberdeutschen Hause.

Daß dieses Herdhaus sehr häufig auch in früheren Zeiten eine vorgelegte Laube hatte, wie es sie noch heute so oft hat, ist zweifellos. Der Grundriß eines solchen Häuschens (vergl. Fig. 1) ist sehr einfach: ein viereckiger Raum mit dem Herd in der Mitte und einem von Holzsäulen getragenen Vordach, einer Laube, davor. Der altgriechische Tempel sowie die heutige bosnische Holzmoschee (Džamia)*) zeigen diesen Grundriß. Es

*) Verf., Wissensch. Mitt. aus Bosnien u. der Herzegowina VII, Taf. IX u. X.

ist nur die Frage, ob überall dort, wo dieses Lauben-Herdhaus auftritt, auch wirklicher historischer Zusammenhang der Tradition angenommen werden darf. Diese Frage wird erst dann zu bejahen sein, wenn noch andere Gründe für einstmals vorhanden gewesenen Kulturzusammenhang angeführt werden können.

Wertvoll ist die Erkenntnis, daß das heutige Bauernhaus der Armenier diesen Grundriß zeigt. Und hier haben wir auch eine bestimmte Erklärung für die Vorhalle (srah): Sie ist die Wohnung im Sommer, während im Winter sich das Leben des Hauses in den geschlossenen Raum (gharadam) zurückzieht.*) Auch in Rumänien wird die prispa, eine Terrasse vor dem Hause, die durch das vorspringende Dach geschützt wird, im Sommer als Aufenthaltsort bei Tag, als Schlafstätte bei Nacht benützt.

In der Schweiz sind die Herdhäuser schon sehr selten. Hunziker hat solche in Madra (Tessin) gefunden.**) Der Hauptraum (la ca, „das Haus" genannt) ist Küche und Stube zugleich. In der Mitte ist eine Feuerstätte auf dem Boden mit niedrigen Steinen umrahmt. Um den Herd zieht sich eine Bank. Hier wird gekocht, gegessen, gearbeitet, geplaudert. Der Raum hat keine besondere Decke, nur das Dach über sich. Durch dieses entweicht der Rauch. Angebaut sind Scheuer, Stall und ein Speicher, in dem auch geschlafen wird.

Stubenlose Häuser finden sich in geographischem Zusammenhang in Steiermark und Kärnten. Der Herdraum heißt dort „Rauchstube". Hier wird gekocht, gearbeitet und geschlafen.***) Es macht einen sonderbaren Eindruck, die Betten im Herdraum zu sehen. Namentlich die Kranken rückt man nahe an den Herd, weil man meint, das Feuer ziehe die Krankheit aus dem Körper.

Wenn in der Rauchstube gearbeitet wird, z. B. Webstühle den größten Teil des Raumes einnehmen, dann wird auf dem Dachboden oder in unheizbaren Nebenräumen geschlafen.

---

*) Ter-Mowsesianz: „Das armenische Bauernhaus", M. A. G. XXII (1892), S. 125 ff.

**) Hunziker: Das Schweizerhaus, II, S. 3 ff.

***) Vergl. Verf. S. B. A. W., 144. Bd., VI, S. 5 ff. — J. R. Bünker: M. A. G. XXVII, S. 165 ff.; XXXII, S. 35, 270.

Nach J. R. Bünker ist auch das Haus der Szekler und der Siebenbürger Sachsen aus einer Rauchstube entstanden.

Ich nenne die ursprünglich einer wirklichen Ofenstube entbehrenden Häuser Oberdeutschlands „Bünkersche Herdhäuser"

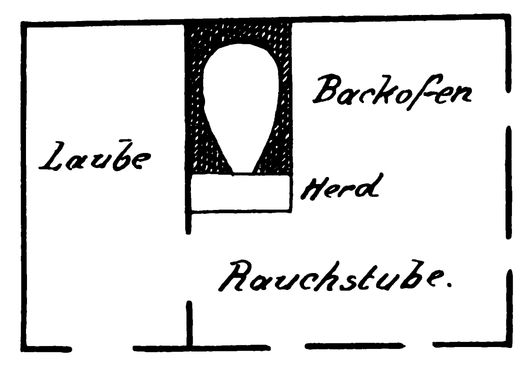


Fig. 2. Oberdeutsches Herdhaus. Typus a.

nach dem Namen des Forschers, der sie zuerst genau beschrieben hat. Sie lassen sich auf zwei Grundtypen aufteilen. Der eine hat in der Rauchstube eine große Feuerstätte, welche Herd und

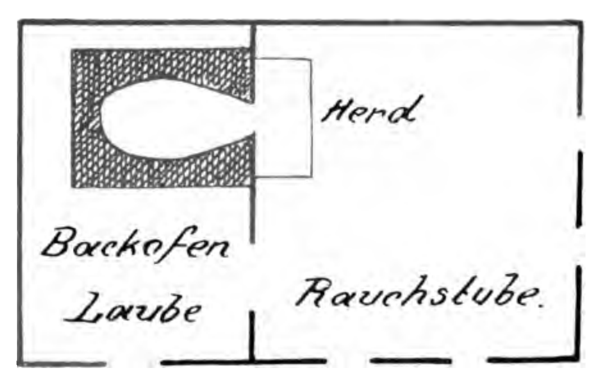


Fig. 3. Oberdeutsches Herdhaus. Typus b.

Backofen zusammengewachsen zeigt (vergl. Fig. 2), der zweite hat in der Rauchstube bloß den Herd, den Backofen in der Laube (vergl. Fig. 3).

c) Das niedersächsische Haus.

Das niedersächsische Haus*) ist ein **Einheitshaus**, d. h. es vereinigt und beherbergt Mensch, Vieh und Vorräte in derselben organischen Baueinheit. Den ursprünglichsten Grundriß stellt Fig. 4 dar, einen senkrechten Schnitt Fig. 5.

J. Möser beschreibt in seinen Patriotischen Phantasien III, S. 144 ff. ein solches Haus: „Der Herd (Fig. 4 *d*) ist . . . so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt,**) zu gleicher Zeit alles übersehen kann . . . Ohne von

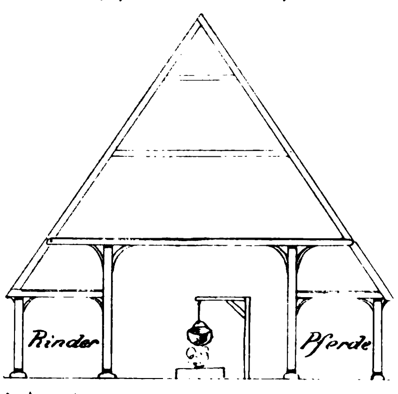


Fig. 4. Niedersächsisches Haus bei Husum.

Fig. 5. Die Konstruktion des Niedersächsischen Hauses. (Meiborg.)

ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirtin zu gleicher Zeit drei Türen (*f*, *g*, *g*), dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde (*b*) und Kühe (*b*) im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer (hier bedeuten die schraffierten Stellen die Schlafstätten; dazwischen sieht man Tische und Bänke),

*) Rud. Henning, Das deutsche Haus, S. 26; R. Meiborg, Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig, 1896.

**) Weil der Herd so niedrig ist.

und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Türen auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen und die Weberin schlagen und beobachtet wieder Keller, Boden und Kammer."

Das Haustor (*f*) ist groß genug, um den beladenen Fruchtwagen hereinzulassen. Auf der Diele (*a*) wird auch gedroschen, Heu, Stroh und Getreidefrucht wandern in den hohen Dachraum.

Die Südlinie des niedersächsischen Hauses geht von der belgischen Grenze (in Belgien selbst kommt es nicht vor) von Venlo über Kassel, Braunschweig, Salzwedel nach Greifswald.*)

Wichtig für die Entstehung des keineswegs einfachen niedersächsischen Hauses ist die aus der Konstruktion (vergl. Fig. 5)

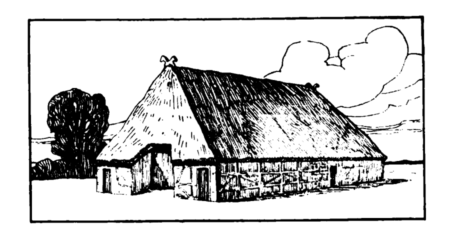
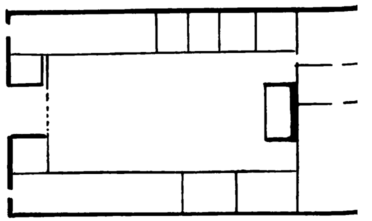



Fig. 6. Erweitertes niedersächsisches Haus mit angebauter Stube und Kammern.

sich ergebende Tatsache, daß der Hauptteil das mittlere Schiff ist, das den Herd beherbergt, während die Seitenschiffe sich als Zutaten späterer Entwicklung darstellen, die erst allmählich mit dem Hauptschiffe in feste Verbindung gebracht worden sein dürften.

Der Hausrat — denn zur Charakteristik des Hauses gehört dieser — des niedersächsischen Hauses ist teilweise von dem des oberdeutschen Hauses verschieden. Der Herd zeigt zwar den großen Kessel, der durch eine gezähnte Stange höher und niederer gestellt werden kann und von einem drehbaren Galgen getragen wird, aber es fehlt meistens der Feuerbock. Bemerkenswert ist, daß in den Fällen, wo der Herd an die Wand gerückt wird, die Feuerstelle eine gemauerte Rückwand und Seitenmauern, sowie einen Rauchdeckel erhält, so daß ein Gebilde entsteht,

*) Dr. W. Peßler wird die Einzelheiten bald mitteilen. Vergl. auch Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 27 (1895), 25 ff.

das einem Kamine äußerlich gleicht (Meiborg, S. 36 f.), aber keiner ist, weil der den Rauch ableitende Rauchfang (Schornstein) fehlt. Ich spreche in einem solchen Falle von einem geschützten Herde (vergl. Fig. 7). Von dem anderen Hausrate sind besonders die Betten auffallend, die in festen Verschlägen an den Wänden bestehen, also nicht beweglich sind.

Die Form des sächsischen Hauses, wie sie hier geschildert ist, besteht heute nur mehr in seltenen Fällen. Zumeist hat es nach rückwärts Erweiterungen erfahren, Angliederungen neuer Räume, die sich bei der Bauart des niedersächsischen Hauses (Fig. 6), Fachwerkbau, besonders leicht vollziehen lassen. Diese Erweiterungen bestehen in dem Hinzutreten von Kammern und Stuben, in denen jetzt geschlafen und gearbeitet wird. Die Stube ist vom Süden aus, vom oberdeutschen Hause, hierher gedrungen. Das Leben des Hauses hat sich zum Teile aus dem ursprünglich allein vorhanden gewesenen Hauptraume hierher zurückgezogen.

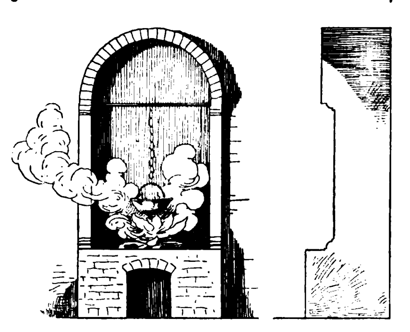


Fig. 7. Geschützter Herd des niedersächsischen Hauses.

Das sächsische Haus hat genügend große Fenster; der Fachwerkbau ist den Fenstern überhaupt günstig, weil die konstruktiven Elemente, die Balken, dabei nicht durchschnitten werden müssen. Siehe unten II, c.

Ein dem niedersächsischen Hause sicher verwandter Typus ist bis jetzt nicht gefunden worden. Allerdings scheint das Haus der Basken eine gewisse Ähnlichkeit mit dem niedersächsischen aufzuweisen, doch sind die Publikationen über dasselbe leider nicht genügend.*)

In Fig. 8 ist 1 das Vorhaus, 2 ein gedeckter Hof, der als Tenne dient, 3 ein Stall, 4 die Küche mit Herd. Im rechten Trakt wohnt der

*) Henry O'Shea, La maison Basque, Pau 1887. Der Grundriß findet sich auf der Tafel nach S. 44. Vergl. auch Bancalari, M. A. G. XXVII (1897), S. 200 f. nach dem Werke: „Enquête sur les conditions de l'habitation en France, I, 258.

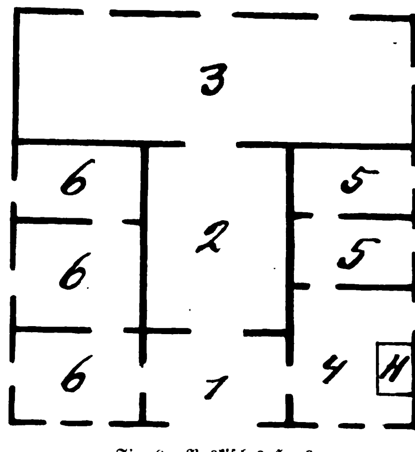


Fig. 8. Baskisches Haus.

Vater (4, 5), links die Söhne (6). Die Haustür liegt in der Giebelseite des Daches. Wir haben es also auch hier mit einem Einheitshause zu tun, nur ist der Herd nicht im Mittelraume, sondern in einem Seitengemach. Aber er scheint einstmals in der Mitte gestanden zu sein. Nicht zu vergessen ist, daß das baskische Haus einen dreibeinigen Feuerbock hat.

d) Das nordische Haus.

Das primitivste norwegische Haus*) ist ein Herdhaus. Vergl. Fig. 9.

Die Vorhalle *a* ist geschlossen und an der Giebelseite des Hauses. Der Eingang (*b*) ist seitwärts angebracht, wohl damit beim Öffnen der Tür nicht Regen und Schnee unmittelbar in die Stube hereinschlagen können. In *c* ist der Herd. In Drontheim, Bergen und Thelemarken ist die Vorhalle so halbiert (Fig. 10), daß nur die eine Hälfte als Flur dient, während die andere eine Vorratskammer darstellt. In dem Raume *c* steht der Herd (Henning sagt unrichtig „Ofen"). Dieser erhält

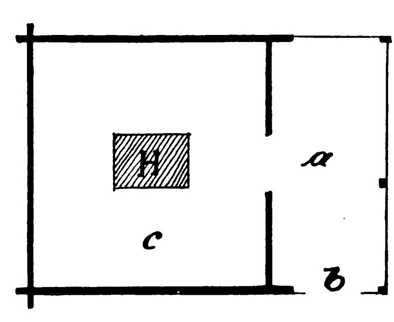


Fig. 9. Norwegisches Haus.

*) R. Henning, a. a. O. S. 61; Stephani, I, S. 343 ff.; Kålund in Pauls „Grundriß der germanischen Philologie"; Meldahl, M. A. G. XXII, S. B. 51 ff.

durch einen Feuermantel und Feuerhut oft das Aussehen eines Kamins (Fig. 11). Ihm gegenüber ist der Tisch mit der festen Bank, dem „Hochsitze". In der anderen Ecke steht das Ehebett.

Eine weitere Entwicklung dieses Typus finden wir in Akershus und Gudbrandsdalen. Hier ist von dem Herdraume ein Teil abgetrennt, so daß eine Kammer entsteht (mit Bett). Der Eingang ist an der Breitseite des Hauses. In der Laube, welche vor der Schmalseite liegt, führt eine Treppe in ein Obergemach, das sich über der Kammer befindet, in die Ramloftstube.

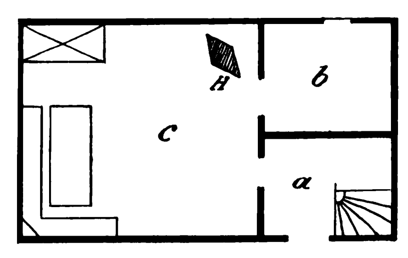


Fig. 10. Norwegisches Haus.

Der Herdraum — ich versage ihm den Namen Stube, weil dieser einem wirklichen Ofenraum vorbehalten bleibt — ist für gewöhnlich bis unters Dach offen. Ein Haus dieser Art heißt ryggåsstuga. Wo eine Kammer entsteht, bekommt diese eine eigne Decke, über der ein Dachraum ist, der als Schlafraum verwendet wird.


Fig. 11. Norwegischer geschützter Herd.

Eine wesentliche kulturelle Verbesserung weist uns der Grundriß Fig. 12, welcher einen Typus darstellt, der besonders im westlichen und südlichen Norwegen vorkommt. Der Plan zeigt ein Gebäude, das durch Aneinanderschieben zweier Einheiten, zwischen denen ein Flur eingelassen wurde, entstanden ist und das durch ein gemeinsames Dach den Eindruck eines vollkommen einheitlichen Gebäudes macht.

a ist das Vorhaus, *b* der Herdraum (ildhus) mit dem Herd in der Mitte und der festen Bank in der Ecke. Der

Raum hat keine eigene Lichtöffnung. *c* ist ein wirklicher Ofenraum (*d* der Kachelofen) und weist einen Tisch mit dem Hochsitz auf, sowie zwei Bettverschläge.

Der Raum *c* ist klar und deutlich eine wirkliche Stube und kann nur als eine Kulturentlehnung aus dem Süden, aus der oberdeutschen Stube, aufgefaßt werden.

Die anderen Typen Norwegens sind Kombinationen der Elemente, die wir hier kennen gelernt haben. Wir werden auch einen Einfluß der oberdeutschen Stube konstatieren müssen, wenn wir in einem Herdraum neben dem gedeckten Herde einen Ofen finden, also zwei Feuerstätten in demselben Raume.*) So erscheint oft das Neue neben dem Alten, bis dieses ganz verdrängt wird.

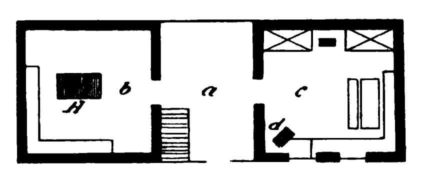


Fig. 12. Norwegisches Haus.

Das schwedische Haus hat eine ganz analoge Entwicklung durchgemacht wie das norwegische.

Das nordische Haus hat im allgemeinen ein Flachdach. In den nördlichen Gegenden liegen die Räume bis zur Wandhöhe unter der Erde, so daß eigentlich nur das Dach sich über den Boden erhebt, und zwar dann steil ansteigend. Wir werden sehen, daß diese letztere Bauart bis vor Kurzem auch im Herzen Europas gepflegt wurde.

Die ältesten nordischen Wohnhäuser haben als hauptsächlichste Lichtquelle das Rauchabzugsloch im Dach und die Tür, solange sie offen bleiben kann. Auch etwas unseren Fenstern entsprechendes findet sich, nämlich kleine Spalte zwischen den Holzbalken in den Wänden.**) Diesen Lichtspalten kann man den Namen Fenster nicht verweigern, weil man ihn sonst den ehemaligen Fenstern des alpinen Hauses, den Windaugen, ebenfalls verweigern müßte. Daß die Lichtspalte des nordischen Hauses spärlicher und unregelmäßiger angebracht sind als die des alpinen Hauses, bedeutet aber einen beachtenswerten Unterschied.

---

*) Vergl. Henning, Fig. 42.

**) Vergl. Montelius, Arch. f. Anthrop. XXIII (1895) siehe S. 455, Fig. 21, 23.

Öfen soll nach der Tradition König Olaf Kyrre (1068—1093) in Norwegen eingeführt haben. (Montelius a. a. O. S. 456.) Die Nachricht läßt leider nicht ersehen, welcher Art und Herkunft diese Öfen waren. Der Schornstein ist eine ganz junge Errungenschaft des nordischen Hauses. Ob die späte Bekanntschaft mit dem Schornstein die Ursache war, daß das nordische Haus nicht sehr lange vor unseren Tagen erst zu einem Obergeschoß, zu dem eine Art Ansatz schon in den Ramloftstuben vorhanden war, gekommen ist, läßt sich schwer sagen.

Die Technik des nordischen Hauses ist entweder Blockbau, Bohlenbau oder Flechtwerkbau, d. h. Wandbau, im etymologischen Sinne des Wortes Wand.

e) Das romanische (Kamin-)Haus.

Am besten sind wir über das Bauernhaus Frankreichs unterrichtet.*)

Wie weit sich einfache offene Herde und geschützte offene Herde in Frankreich finden, ist nicht bekannt. Das charakteristische Haus Frankreichs ist das Kaminhaus (vergl. Fig. 13).

Der Kamin besteht aus der Basis (a), dem eigentlichen Herde, dem Feuermantel (b) zu beiden Seiten des Feuers, dem Rauchhute (c) oberhalb der Feuerstätte und einem daraufsitzenden Rauchabzugskanal, Schornstein (d). Der Kamin unterscheidet sich also nur dadurch von einem geschützten Herde, daß ein Rauchschlot zu ihm gehört.

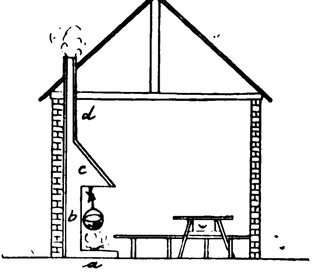


Fig. 13. Schematische Zeichnung eines Kaminhauses.

Goethe beschreibt ein typisches französisches Haus in der „Campagne in Frankreich" (den 4. und 5. Oktober 1792) (vergl. Fig. 14). „Man trat nicht

*) Vergl. Enquête sur les conditions de l'habitation en France, les maisons-types, avec une introduction de M. A. de Foville I. Paris, Leroux 1894. Einen Auszug daraus gab G. Bancalari, Mitteil. der Anthropol. Ges. Wien XXVII (1897), S. 193 ff. — Tome II, avec une étude historique de M. Jacques Flach, 1899.

unmittelbar von der Straße in das Haus, sondern fand sich erst in einem kleinen, offenen, viereckten Raume, wie die Türe selbst das Quadrat angab; von da gelangte man durch die eigentliche Haustür in ein geräumiges, hohes, dem Familienleben bestimmtes Zimmer; es war mit Ziegelsteinen gepflastert, links an der langen Wand ein Feuerherd, unmittelbar an Mauer und Erde (danach wäre also gar keine Basis *a* vorhanden gewesen); die Esse, die den Rauch abzog, schwebte darüber" . . . „Die landsittliche Kochvorrichtung, pot au feu, konnt' ich hier zum ersten Male genau betrachten. Ein großer eiserner Kessel hing an einem Haken, den man durch Verzahnungen erhöhen und erniedrigen konnte, über dem Feuer; darin befand sich schon ein gutes Stück Rindfleisch mit Wasser und Salz, zugleich aber auch mit weißen und gelben Rüben, Poree, Kraut und anderen vegetabilischen Ingredienzien."

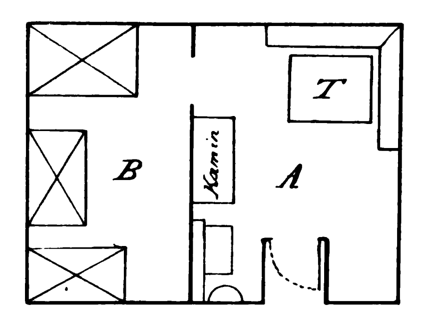


Fig. 14. Das französische Haus, das Goethe besucht hat.

„Indessen wir uns freundlich mit den guten Menschen besprachen, bemerkt' ich erst, wie architektonisch klug Anrichte, Gossenstein, Topf- und Tellerbretter angebracht seien. Diese nahmen sämtlich den länglichen Raum ein, den jenes Viereck des offenen Vorhauses inwendig zur Seite ließ. . . Die Hausfrau saß am Feuer (weil dieses auf dem Boden war). . . Der Tisch war gedeckt. . ."

Es wurde dann ein Schwein requiriert und im Nebenraum *(B)* kunstgerecht zerlegt. Goethe fährt fort: „In demselben Zimmer, wo wir die Operation vornahmen, lagen die Kinder in reinlichen Betten, und aufgeweckt durch unser Getöse, schauten sie artig-furchtsam unter den Decken hervor. Nahe an einem großen zweischläfrigen Bett, mit grünem Rasch sorgfältig umschlossen, hing das Schwein, so daß die Vorhänge einen malerischen Hintergrund zu dem erleuchteten Körper machten. Es war ein Nachtstück ohne gleichen." —

Das einfachste französische Wohnhaus enthält bloß einen Raum mit Kamin an der Wand und einem kleinen (oder keinem) Fenster. Der Stall ist neben diesem Wohnraum, durch eine Mauer getrennt, aber mit dem Kaminraume in innerer Verbindung. In dem Kamine wird gekocht.

Finden sich im Wohnhause mehrere Räume, dann ist die Küche, der Kaminraum, der wichtigste. Sein Name ist la maison oder la salle (Lehnwort aus dem Germanischen, Körting 8276). Hier wird gekocht, gegessen, gesponnen, geplaudert und, soweit es der Raum zuläßt, auch geschlafen.

Ein vielfach sich findender zweiräumiger Grundriß ist in Fig. 15 gekennzeichnet.*) *A* ist la maison mit dem Kamine *a*, *B* le poêle oder la chambre au poêle. Das Wort poêle (vom latein. pensile) bedeutet heute einen Zimmerofen, der mindestens zum Teil auswärtiger Herkunft ist, dann auch einen Raum mit Backofen (four), endlich auch einen ofenlosen Raum, der für gewöhnlich chambre (lateinisch camera) heißt. Der Backofen ist aber nicht immer im Hause selbst untergebracht, sondern steht oft abseits unter einem besonderen Dache (fournil).

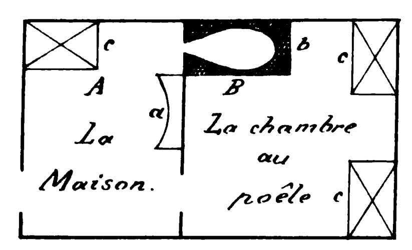


Fig. 15. Französisches Haus.

Der Backofen wird von *A* aus beschickt. Der Raum *B*, der ihn enthält, hätte sich durch Umgestaltung des Ofens leicht zu einer wirklichen „Stube" entwickeln können: Es ist nicht geschehen. Der eigentliche Kulturraum des französischen Hauses blieb der Kaminraum, die Küche. Und wenn ein Ofen oder ein bei uns sogenannter „Sparherd" ins Haus Aufnahme fand, weil der Kamin keine besondere Wärme liefern kann, so wurde er meist neben dem Kamine in der Küche aufgestellt, nicht in einem anderen Raume.

Besonders auffällig ist am französischen Hause die geringe Anzahl der Fenster. Manchmal fehlen diese ganz, und das

*) Vergl. die ähnliche Anlage eines oberdeutschen Herdhauses oben Fig. 3.

Licht findet bloß durch die offene Tür Einlaß. Im Jahre 1832 hat das Fenster noch in hunderttausenden Häusern gefehlt. Die Ursache dieser befremdlichen Erscheinung ist die Fenstersteuer, die sich aber wohl nur daraus erklären läßt, daß fensterlose Häuser seit altersher im Lande üblich waren, so daß die Zahl der Fenster ein Maßstab für die mit dem Besitz steigende Kultur werden konnte.

Bemerkenswert ist weiter, daß es in Frankreich vor 30 Jahren noch Wohngrubenhäuser gegeben hat, das heißt Häuser, deren Wände zu einem großen Teil unterhalb des Erdbodens lagen, so daß man eine Rampe zur Haustür hinabsteigen mußte. In unterirdischen Kellern arbeiten auch heute noch die Weber im Departement Maine-et-Loire. In den Alpen wohnt der Bauer samt Familie im Winter oft noch im Stalle, in den kältesten Gegenden wird dann hier auch ein Kochofen aufgestellt.

Im ganzen sind die Wohnungsverhältnisse Frankreichs tief unter denen auf germanischem Boden, ja auch tiefer als die Wohnungsverhältnisse der Slaven, mindestens derjenigen, die unter germanischem Einfluß standen und stehen.

In Frankreich herrscht das Pseudo-Einheitshaus vor. Wohnung, Stall und Scheuer liegen meist nebeneinander unter demselben Firste.

f) Das osteuropäische Haus.

Das Charakteristische der osteuropäischen Hausformen*) ist die Entwicklung der Feuerstätten. Herd und Ofen erscheinen in Mischformen, auch der Backofen wird gelegentlich mit dem Herd verbunden. Die größte geographische Verbreitung scheint der Herdofen zu haben, eine Verschmelzung von Herd und Ofen, welche beiden Zwecken dient. Eine Stube, d. h. ein Kulturraum, der einen nur zum Heizen bestimmten Ofen enthält, existiert nicht oder zeigt deutschen Einfluß. Die polnische „schwarze Stube“ (izba czarna) entspricht ziemlich genau der „Rauchstube“ des Herdhauses, die „weiße Stube“ (biała izba oder świetlica) hat keine Feuerstätte.

---

*) Vergl. Henning 74 ff. — J. R. Bünker, Ztschr. des Vereins für Volkskunde 1897, 11.

Frh. v. Haxthausen*) beschreibt ein russisches Bauernhaus aus der Nähe von Jaroslaw (an der obern Wolga) folgendermaßen: „Das Haus hatte den Eingang von der Straße her, was sonst nicht sehr gewöhnlich ist. Diese Tür lag links, während rechts noch eine kleine Tür für den unteren Raum des Hauses, worin kleines Vieh steht, vorhanden war. Man steigt eine kleine Treppe hinauf, um in die eigentliche Wohnstube (izbá) zu gelangen. Sie hatte weiter keine Möbeln als eine rund umher laufende Bank, der Tür gegenüber in der Ecke stand das Heiligenbild mit einer brennenden Lampe darunter und an den Wänden waren einige Regale angebracht, um allerhand Geschirr und Gerätschaften darauf zu stellen. Spinnräder und Webstuhl waren Zeugen der in dieser Gegend sehr verbreiteten Leinenindustrie. Ein mächtiger von Backsteinen aufgemauerter Ofen nahm ein Drittel der Stube ein; derselbe dient im Winter als Schlafstätte. Neben ihm führt eine kleine Treppe in den oben bezeichneten unteren Raum des Hauses (podpólje), der als Vorratskammer dient und wo auch wohl kleines Vieh, Federvieh und Schweine, des nachts ihren Aufenthalt nehmen. Im Winter melkt man hier auch die Kühe. An der anderen Seite der Haustreppe lagen einige kleine Kämmerchen mit ganz kleinen Fenstern, die ebenfalls zum Aufbewahren von allerhand Sachen dienen; hier standen auch einige Kisten, für jedes Familienglied eine, zum Aufbewahren der Kleidungsstücke. Im Sommer schläft man meist hier. Der Ofen der Wohnstube dient zugleich als Herd, diese ist daher auch selbst im Sommer stets geheizt. Unmittelbar an das Haus schließt sich der Stall, zu dem auch ein Eingang vom Hause her führt. Er stand unter zwei Dächern, so daß Haus und Stall drei Dächer halten, immer das nächste etwas niedriger als das vordere. Hier stehen Pferde und Rindvieh, durch Abschläge, aber nicht durch Scheerwände getrennt, im Winter sehr kalt; aber daran sind sie gewöhnt!"

„Hinter dem Stalle und in einer Linie mit demselben stand der saráj, ein Gebäude zur Aufbewahrung der Wagen und landwirtschaftlichen Instrumente. Hier wird auch der Salz- und Mehlvorrat hingestellt, und es hing daher ein mächtiges

---

*) Aug. Frh. v. Haxthausen, Studien über die inneren Zustände Rußlands 1847. 1. Teil, S. 108 ff.

Vorlegeschloß vor der Tür. Einige Schritte entfernt, aber in derselben Linie, kam ein überbauter Keller, um Kohl, Obst usw. aufzubewahren, dann ein kleiner Kohlgarten, an dessen Ende die Riege war, dann ein Platz, auf dem der Bauer sein Getreide, ehe es in der Riege gedarret wird, aufbanset, auch das Heu trocknet, und den Beschluß dieser Reihe von Gebäuden bildet immer die Badstube. Jeder Hof ist daher sehr lang und schmal, nicht wie in Deutschland rund und viereckig."

II. Das oberdeutsche Haus.

Daß sich auf oberdeutschem Boden ein Haus ohne Stube findet, wurde oben S. 8 erwähnt. Diesem Hause muß man den Namen „oberdeutsches Haus" versagen, weil es nichts spezifisch „oberdeutsches" enthält*).

Der charakteristische Raum der Häuser, welche auf oberdeutschem Boden die Regel bilden, ist die Stube. Mit dem Herdraum, der Küche, zusammen haben wir die Urzellen des oberdeutschen Hauses vor uns (Fig. 16).

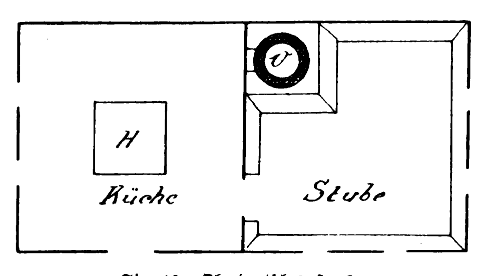


Fig. 16. Oberdeutsches Haus.

Das oberdeutsche Haus ist demnach zweizellig, zweifeurig; es enthält einen Raum mit dem Feuer auf offenem Herde und einen zweiten Raum mit einem allseits eingeschlossenen Feuer. Wenn man den Begriff der Stube als einen durch einen Ofen (das heißt durch eine allseitig abgeschlossene Feuerstätte) heizbaren Raum faßt, kann man das oberdeutsche Haus auch das Küchen-Stubenhaus nennen. Die Bezeichnung des Herdraums als Küche ist nicht zu bemängeln, aber man muß sich vor Augen halten, daß unsere städtische Küche, in der nur mehr die Magd schaltet, allerdings ein viel bedeutungsloserer Raum ist als die

*) Vergl. meine und J. R. Bünkers Erklärung M. A. G. XXXII, 273.

Küche des Bauernhauses, in der sich auch heute noch ein großer Teil des häuslichen Lebens abspielt.

In welchem Umfange eine offene Laube diesem oberdeutschen Urhause angegliedert war, läßt sich bis jetzt nicht mit Sicherheit erkennen. Gewiß ist, daß nicht alle Typen das Vorhandensein einer Laube voraussetzen.

Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit werden wir im Seitenflurhause den Nachkommen eines mit einer Laube versehenen oberdeutschen Urhauses erkennen können. Dafür spricht auch der Name „Die Labn", den dieser Seitenflur oft führt. Vergl. Fig. 17. Das Seitenflurhaus ist nicht nur in den Alpen häufig*), auch das Zipserhaus (Fig. 18 und 19) ist zu diesem Typus zu stellen**).

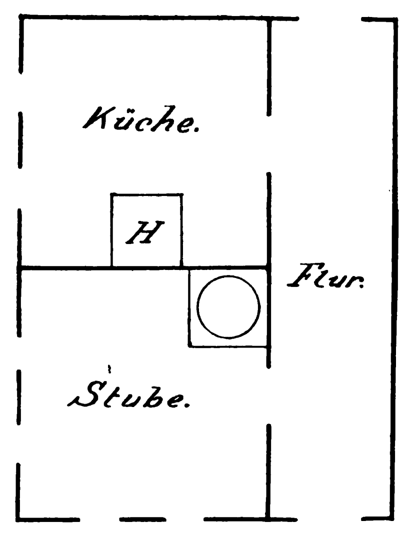


Fig. 17. Seitenflurhaus.

Das Eckflurhaus hat heute noch oft einen offenen Flur. Dieser Typus, der sich in Kroatien und Nordböhmen findet***), ist nicht ursprünglich. Möglich wäre, daß einst die ganze Seite dieses Grundrisses ein offener Flur einnahm und daß später ein Teil davon geschlossen und zur Küche wurde, während der Hauptraum, der bis dahin Herdraum war, zur Stube wurde. Erweisbar ist aber dieser Vorgang nicht. (Vergl. Fig. 20, 21.)

Das Mittelflurhaus (Fig. 22) hat den Flur zwischen Küche und Stube. Es ist nicht zu sagen, ob dieser Typus dadurch entstand, daß die zwei Urzellen, Herdraum und Ofenraum,

---

*) Verfasser M. A. G. XXIII, 164.

**) Fuchs, M. A. G. XXIX, 3, 5. Verfasser S. B. A. W., Bd. 144, VI, 29.

***) Verfasser, Ztſ. für österr. Volksk. VI, 129, S. B. A. W., Bd. 144. VI, 53 f.

durch einen gedeckten Gang miteinander verbunden wurden, oder ob der Flur von der Küche abgegrenzt wurde. Die heutige

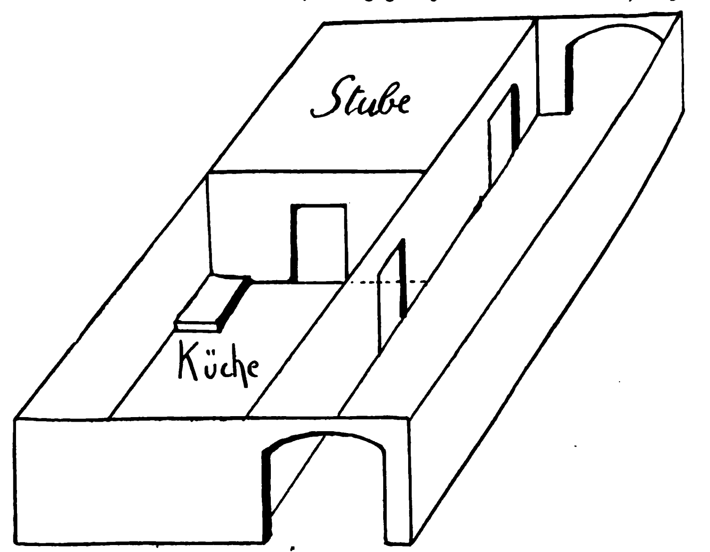


Fig. 18. Zipserhaus mit abgenommenem Dache.

Herstellungsart solcher Gebäude kann natürlich über die ursprüngliche Konstruktion des Flurs nur unter besonderen Umständen etwas lehren.

Fig. 19. Zipserhaus.

Sehr häufig begegnet uns ein vierzelliger Typus, Flur, Küche, Stube, Kammer enthaltend. (Vergl. Fig. 23.) In Aussee heißt dieser Typus „Kreuzhaus"*). Auch dieser Grundriß zeigt ein Eckflurhaus, aber die ganze Anlage läßt erkennen, daß der Flur, das Vorhaus, dadurch entstanden ist, daß man von der Küche einen Raum absonderte, um den Herd und das ganze Getriebe in der Küche

*) *Verfasser*, M. A. G. XXI, 109.

blicken zu entziehen, und daß man ebenso von der Stube einen
ı absonderte, um die Betten aus der Stube wegzuschaffen.
) kein Flur vorhan-
st, man also sofort
Küche betritt, führt
öfter den Namen
us*). Daß diese
hnung schon sehr alt
heint aus dem Plan
St. Gallen (s. u.) her-
gehen. Hier heißt der
aum im Häuschen des
ters domus ipsa, also

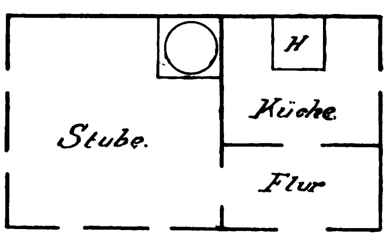


Fig. 20. Eckflurhaus. Flur geschlossen.

Haus selbst", „das Haus im engeren Sinne". Der
aum, die Stube, wird als mansio hortolani bezeichnet.
:n findet es sich aber
daß der Flur den
n s'Haus trägt.
erklärt sich daraus,
iieser ein Teil „des
s", des Herdraumes,
Als der Herdraum mit
ateinischen Lehnwort
e (aus coquina) be-
et wurde, blieb der
: Haus beim Flur.

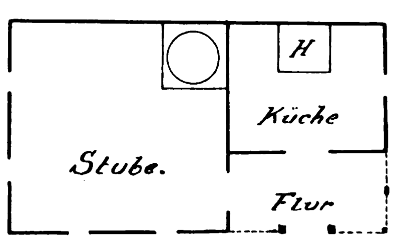


Fig. 21. Eckflurhaus. Flur offen.

Eine weitere Entwicklung des Mittelflurhauses zeigt uns
„durchgängige" Haus (a durigangigs Haus) Aussees.
,l. Fig. 24).**)
:s bosnische Haus,
m wesentlichen ober-
h ist***), hat es zu
ı separaten Schlaf-
, einer Kammer, ge-
. Es besteht in seiner
hsten Gestalt nur

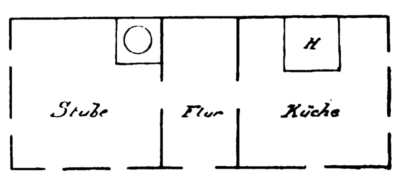


Fig. 22. Mittelflurhaus.

*) B. H. Ö. II., Salzburg Nr. 3 aufgenommen von J. Eigl.
*) Verfasser, M. A. G. XXI, 104. v. Andrian, Die Altausseer 36.
*) Verfasser, Wissensch. Mitt. aus Bosnien, VII, 247 ff. —
A. W. Bd. 144 VI. M. Murko, M. A. G. XXXV, S. 308 ff.

aus Küche (kuhinja) und Stube (soba). Die Küche ist der Raum, den man zuerst betritt; sie heißt öfter kuća „Haus". Vergl. oben Ausdrücke wie la ca (casa), s'Haus, la maison. Dem Flur des oberdeutschen Hauses entspricht die Divanhana des entwickelten bosnischen Hauses. Auch die Divanhana ist nicht einheitlichen Ursprungs, sondern teils aus einer Laube, teils durch Abteilung vom Küchenraum entstanden.

Fig. 23. Kreuzhaus.

Es handelt sich nun darum, wie wir uns das Anwachsen der erst später zu dem ursprünglich einzigen Raume, dem Herdraume, hinzugekommenen Stube vorzustellen haben. Es sind zwei Möglichkeiten vorhanden:

1. An den Herdraum ist ein neuer, die Stube, angegliedert worden.

2. Die Stube ist aus dem Herdraum herausgeschnitten, oder, wenn man will, in den Herdraum gewissermaßen hineingestellt worden.

Fig. 24. Durchgangshaus.

Ohne die erste Möglichkeit völlig leugnen zu wollen, müssen wir die zweite Entstehungsart als die einzig sichere anerkennen und annehmen, daß die Stube in den meisten Fällen so entstanden ist.*) Fig. 25, 26 zeigen uns ein bosnisches Haus. Die Haustür führt in den Herdraum, der keine weitere Decke über sich hat als das Dach. Die links liegende Stube hat aber eine eigene Decke. So erscheint die Stube wie eine Kiste in den Hausraum hineingestellt, von ihm abgetrennt. Der Raum

*) *Verfasser* S. B. A. W. Bd. 144, VI S. 50.

zwischen der Stubendecke und dem Dach wird als Rumpelkammer verwendet.

Die dem bosnischen einfachsten Hause entsprechenden oberdeutschen Häuser sind nicht selten. Man vergl. die Holzknechthütte von Mürzzuschlag, die ich M. A. G. XXIII S. 143

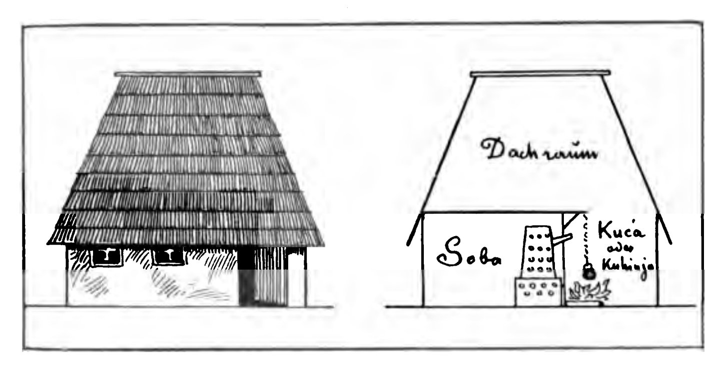


Fig. 25 und 26. Bosnisches zweizelliges Haus.

beschrieben habe. Auch dieses zweizellige, nur aus Stubn und Kuchl bestehende Häuschen hat keine eigene Decke über dem Herdraum.

Und dasselbe, was das bosnische Haus und diese Holzknechthütten lehren, lehrt auch das weitabliegende Zipserhaus. (Vergl. oben die Fig. 18, 19.) Die erstere Zeichnung, welche das Haus mit abgenommenem Dache darstellt, zeigt, daß nur die Stube eine eigene Decke hat, nicht aber der Herdraum, in welchen man von oben frei hineinsehen kann.

Die Gründe, die es veranlaßten, daß das ursprünglich nur zweizellige oberdeutsche Küchen-Stubenhaus vierzellig wurde, d. h. noch ein Vorhaus und eine Kammer erhielt, sind ethischer Art. Indem man vor dem Herde eine Wand zog, verhüllte man das Leben in der Küche vor den Blicken der Eintretenden. Ebenso verlegte man die Betten in eigene Kammern, in die der Fremde nicht eingelassen wurde. Dieses Verhüllen der Schlafstätten besorgte man in anderen Verhältnissen mit Vorhängen (vergl. das französische Haus, das Goethe beschreibt, s. S. 17)

oder indem man, wie im niedersächsischen Hause, die Betten in Holzverschlägen unterbrachte, die ebenfalls verschlossen werden können. Im niedersächsischen Hause hat weiter das Bestreben, die Heimlichkeiten des häuslichen Lebens mehr zu verbergen, zum Anbau von Stuben und Kammern nach oberdeutschem Muster geführt. Wegen seiner trefflichen Eigenschaften ist es dem oberdeutschen Hause gelungen, ganz Mitteleuropa einzunehmen und auch zu anderen Völkern (Tschechen, Magyaren, Südslaven) vorzudringen. Es ist das beste Haus Europas und wird sich gewiß noch weiter ausdehnen, vielleicht auch in Frankreich, wo es aber bis jetzt wenig Fortschritte gemacht hat, trotzdem die Stube ein entschiedener Gewinn für das französische Haus wäre.

In einem war dieses aber dem oberdeutschen Hause überlegen, in dem frühen Besitze eines Rauchfangs. Das niedersächsische Haus bot, abgesehen von seiner Zentralisation, den Vorteil der Möglichkeit großer Fenster. Aber die ganze Anlage machte diesen Vorteil wieder fast zunichte. Es hat keine Zukunft mehr.

a) Der Inhalt der Räume des oberdeutschen Hauses. Der Hausrat.*) Stall, Scheune, Badstube.

Der charakteristische Raum des oberdeutschen Hauses ist die Stube (vergl. Fig. 27). Nur ein großes Mißverständnis konnte im Flur das eigentlich Bezeichnende sehen und von einem „Flurhallentypus" sprechen, wobei man auch nicht sieht, was einer „Halle" im primitiven Urhäuschen ähnlich gewesen sein könnte.

Die Stube führt in verschiedenen Gegenden den Namen Zimmer, ein Wort, das mit zimmern zusammengehört und auf eine Technik des Holzbaus hinweist, also nichts Spezielles zur Bezeichnung des Ofenraumes darbietet.

Die Seele der Stube ist der Ofen. Wir finden verschiedene Arten Öfen auf oberdeutschem Boden: Aus Ziegeln und Mörtel hergestellte und solche aus Kacheln. Der Kachelofen ist der eigentliche typische oberdeutsche Ofen. Seine Geschichte sowie die des ganzen Hausrats folgt im nächsten Kapitel.

---

*) Vgl. M. A. G. XXI, 104 ff., XXII, 104 ff. XXIII, 139, XXV, 56 ff., XXXIV, 167 ff.

Der Kachelofen hat entweder konvexe Kacheln oder
ave. Die Kacheln stehen entweder aneinander oder sind
glatte Schichten von Ton getrennt. Sie sind rund oder
en eckige Form an. Die konkaven sind oft an den Rän-
eckig, gehen aber topfartig nach einwärts zu einer runden
3. Die Kachel verliert beim Zusammenrücken im Laufe
Entwickelung ihre Gefäßform, wird flach, eckig und wird
ein Bauelement wie ein Ziegel. Der Ofen büßt die
ige Form ein und kann jede architektonische Gestalt an-
en, die der Geschmack
Zeit fordert.
er Kachelofen wird
r von außen ge-
vom angrenzenden
ne, von der Küche
vom Flur. Es ist
Anhalt vorhanden,
uns berechtigt an-
)men, daß das einst
rs gewesen sei. Bei
t Stubenofen ist eine
re Einrichtung, so-
kein Schornstein
inden war, unmög-
Der Ofen dient nicht
r bloß zum Heizen,

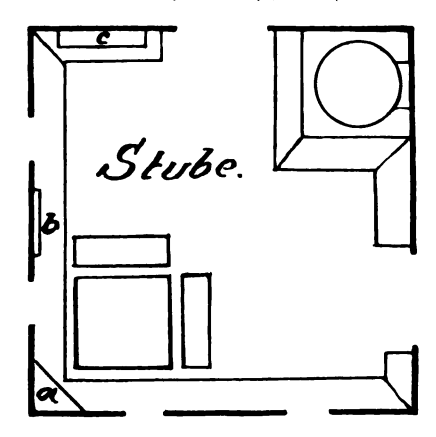


Fig. 27. Einrichtung der oberdeutschen Stube.

wird auch in ihm gebacken, ja sogar gekocht. Zum Ein-
der Scheiter wird eine eiserne Gabel verwendet. (Fig. 28.)
Scheiter müssen nämlich mit Vorsicht in den Ofen gebracht
en, damit die Wand nicht durchgestoßen wird, was auch
iſernes Stangengerüst im Innern des Ofens zu verhindern
Fig. 29 ist eine Ofengabel, die dazu dient, schwere Töpfe
iszuheben, wenn im Ofen gekocht wird.

Um den Ofen herum zieht sich ein Ofengeländer,
uf man nasse Kleider, Windeln u. dergl. zum Trocknen
t. Die Bank, welche an den Wänden der Stube entlang
, verbreitert sich oft beim Ofen und dient zum Nachmittags-
chen. Besonders gesucht ist der Platz zwischen Ofen und
d im Winter. Als Kopfunterlage findet man manchmal
ier Ofenbank einen Holzkeil, aber wohl auch einen Ledersack.

In vielen Gegenden schließt das Ofengeländer mit einer horizontalen Liegestatt aus Brettern oberhalb des Ofens ab: Dieses Bett heißt „Ofenbruckn".

Dem Ofen gegenüber in der Ecke der Fensterwände steht der schwere viereckige und vierbeinige Tisch. Hinter ihm die feste Bank, vor ihm zwei bewegliche Bänke. Stühle, mit Ausnahme niedriger dreibeiniger Schemel, kennt das Bauernhaus auch heute noch zumeist nicht.

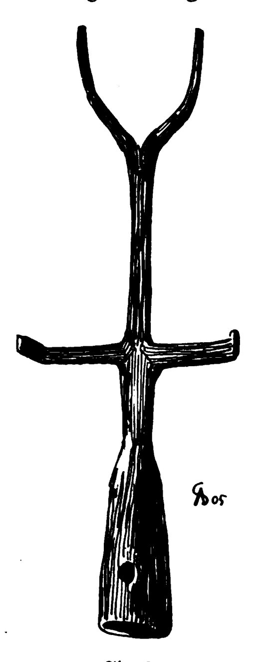


Fig. 28. Gabel zum Einlegen der Holzscheiter.

In der Zimmerecke oberhalb des Tisches ist ein „Altarl" angebracht: Ein Kruzifix, Heiligenbilder und Blumen (*a* in Fig. 27). Oberhalb des Tisches hängt eine Vogelgestalt von der Decke herab, das Bild des heiligen Geistes. Zum Altarl erheben sich die Blicke der Hausgenossen beim Gebete. Knechte und Mägde essen oft am selben Tische mit. Es kommt aber auch vor, daß in der Küche oder im Flur gegessen wird.

An der Wand bei *c* ist eine Schüsselrem, worin die Schüsseln aufbewahrt werden (vergl. Fig. 30). Die Stellage für das Zinngeschirr heißt „Zinnåsn".

Das Essen habe ich Ztschr. f. öst. Vk. II, 266, M. A. G. XXIII, 139 beschrieben. Die Suppe kommt in einer irdenen Schüssel von traditioneller Form auf den Tisch (vergl. Fig. 31). Zur Suppe werden Stücke hartes Brot (man bäckt in manchen Gegenden nur ein-, zwei- oder dreimal im Jahre!) geknuspert. Alles langt mit Löffeln zu, eigene Teller existieren nicht. Ist die Suppe verzehrt, werden die Löffel abgeleckt, am Tischtuche (wenn eines

Fig. 29. Ofengabel zum Hinein- und Herausheben der Töpfe.

da ist) abgetrocknet und kommen wieder in die Tischlade. Die Schüssel wird abgetragen. Darauf wird ein Pfanneisen oder Pfannbrett (Fig. 32, 33) auf den Tisch gestellt.*) Es wird nun

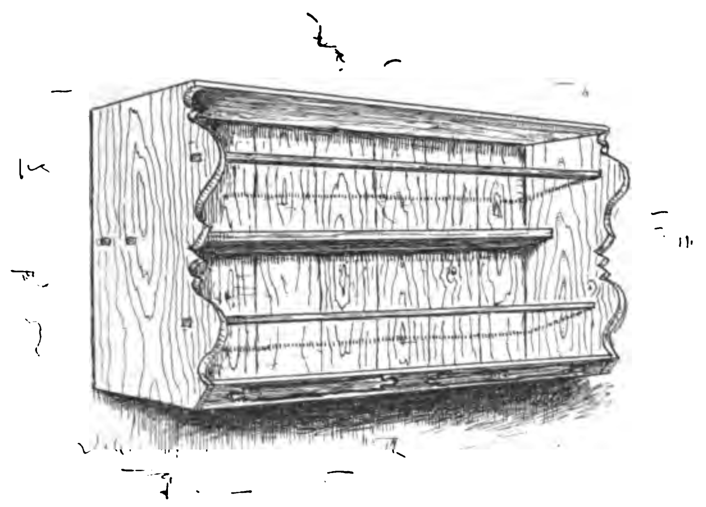
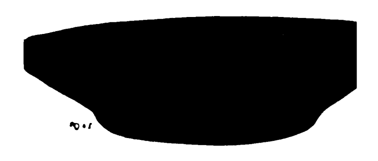


Fig. 30. Schüsselrem. Schüsselkorb.

eine eiserne Pfanne aus der Küche hereingebracht, Sterz, Polenta oder dergl. enthaltend. Die Pfanne wird auf das Pfanneisen oder Pfannbrett gestellt, so daß der Stiel auf einen der Äste des senk-



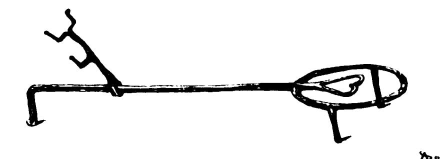




Fig. 31. Suppenschüssel. Fig. 32. Pfanneisen.

rechten Ständers zu liegen kommt. Die Unterlage hat also die Bestimmung, das Versengen und Beschmutzen des Tischtuchs oder der Tischplatte durch die heiße und rußige Pfanne zu verhüten.

*) Schöne Pfanneisen, geschmiedet und Flechtwerk aus Stricken nachahmend, habe ich M. A. G. XXV S. 60 f. dargestellt. Die Originale sind im Besitze des Grafen H. Wilczek. Andere Pfannbretter und Pfanneisen bei v. Andrian, Die Altausseer Fig. 83, Abb. 5, 6, 17.

Gabeln und Messer sind keine volkstümlichen Tischgeräte. Das Fleisch ist sehr selten auf dem Tische, und wenn es erscheint, dann benutzt der Bauer das Messer, das er immer bei sich trägt. Bei dieser Gelegenheit gibt es wohl auch Holzteller (Fig. 34). Andere Teller sowie schöne Löffel sind nur in wohlhabenderen Häusern zu finden. Sie werden dann in einer Teller- und Löffelrem an der Wand aufbewahrt.


Fig. 33. Pfannbrett.

An die Stube ist die Kammer angegliedert, da sie meistens Schlafstätte ist. Sie enthält die Betten und auch Truhen, in denen Stoffe, Wäsche und Kleider aufbewahrt werden. Heizbar ist die Kammer nicht. Auch für Luft und Licht ist nicht sehr gesorgt, denn es kommt vor, daß in alten Häusern die Fenster der Kammer noch kleiner als die der Stube und nicht verglast sind, sondern mit einem horizontal verschiebbaren Brettchen geschlossen werden. Außer dieser eigentlichen Kammer, der Schlafkammer, gibt es noch andere Nebengemächer, die den Namen Kammer (oder gådn) führen, z. B. Milchkammern u. dergl.


Fig. 34. Holzteller.

Das Bett ist heute ein Möbel. Aber in der Holzknechthütte ist es nicht eine mobile, sondern eine feste Holzpritsche, eine Bühne. Diese führt den Namen „bõgrad". Daß Jedes sein Bett hat, ist im Bauernhause noch ein unerreichtes Ideal. Oft schläft der Vater mit dem Sohne, die Mutter mit der Tochter, die Großeltern mit einem Enkelkinde.*)

Einen altertümlichen Zustand der Stube zeigt uns die bosnische Stube, deren Unterschiede von der oberdeutschen aber — wie hier schon hervorgehoben werden soll — nicht etwa durch osmanischen Einfluß erklärt werden können.**) In der bosnischen Stube fehlt alles, was Beine hat, Tisch, Bett, Bank, Stuhl. Das Leben vollzieht sich zum großen Teil auf dem Boden,

---

*) Vergl. R. Bünker, M. A. G. XXXII, 48.
**) Vergl. Ztschr. f. österr. Gymn. 1903, S. 395.

es fehlt noch der vom Boden losgelöste „Kulturhorizont“. Es gibt zwar einen Tisch, aber es ist dies bloß eine große Holzscheibe, die nur auf zwei etwa 10 cm hohen Leisten steht (vergl. Fig. 35, 36). Diese Eßscheibe hängt für gewöhnlich an einem Nagel außen an der Wand des Hauses und wird erst zum Essen hereingebracht. Geschlafen wird auf Matratzen oder bloßen Matten oder auf einer niederen Holzbühne an den Rändern der Stube. Dort sitzt man auch bei Tag, weswegen es an einer Bank fehlt. In den besseren Häusern hat die Stube neben dem Kachelofen Holzverschläge, in denen man ein Bad nehmen kann und wo die Matratzen, Polster usw. bei Tag aufbewahrt werden. Auch im oberdeutschen Hause gab es stellenweise im Ofenwinkel einen Verschlag für Schwitzbäder*), von denen dem Ofenwinkel der Name „Badl“ blieb, auch als dort nicht mehr gebadet wurde.



Fig. 35. Bosnischer Tisch, von oben.

Die Küche ist der Nachkomme des alten Einheitsraumes, der die Feuerstätte enthielt. In den oberdeutschen Häusern, welche von Deutschen bewohnt werden, ist heute wohl überall schon ein Herd, d. h. eine über den Boden erhabene Fläche, auf der das Feuer angemacht wird, vorhanden. Bei den Slaven aber kommt es vor, daß noch auf dem Lehmschlagboden der Küche selbst, etwa zwischen herumgestellten Steinen, das Feuer brennt.

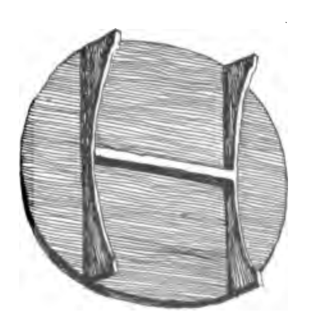


Fig. 36. Bosnischer Tisch, von unten.

Der Herd ist oft sehr niedrig, 10 — 20 cm hoch. Er ist aus Steinen oder Ziegeln hergestellt. Zumeist hat er jetzt die Höhe eines Tisches, ist aber sehr groß. Es ist vollkommen unrichtig, wenn man die Niedrigkeit des Herdes damit erklärt, daß sie ein Schutz gegen Feuersgefahr im Holzhause ist, denn gerade die kulturell höher stehenden Holzhäuser haben höhere Herde als die anderen. Der Herd hat sich über den Boden

*) Bancalari, M. A. G., XXX, 7.

gehoben, gerade so wie die Ausstattung der Stube, Tisch, Bett, Bank, sich vom Boden ablöste und zum „Kulturhorizont" erhob.

Eine primitive Form des Herdes ist der Holzknechtherd. Der Herd der oben S. 27 beschriebenen Holzknechthütte ist in Fig. 37 wiedergegeben. Dieser Herd besteht aus einem Holzrahmen, im Blockverband, der mit Steinen vollgeschüttet ist. Im Rahmen sind Löcher, in welche ein mit Schlitzen versehenes Brett, der „Gäck", gesteckt werden kann. Dieser hat die Aufgabe, die eiserne Pfanne über dem Feuer zu halten, was sonst der Dreifuß besorgt.*)

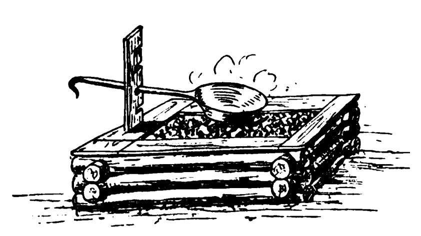


Fig. 37. Holzknechtherd.

Über dem Herd ist oftmals ein schwebender Deckel angebracht, der, aus leichtem Material (Flechtwerk mit Lehm verkleidet u. dgl.) hergestellt, dazu dienen soll, die auffliegenden Funken von der Holzdecke abzuhalten. Dieser Feuerhut wird „Kobl" oder „Kogl" genannt. Ich nenne solche Herde „geschützte" Herde. Steht der Herd, wie es jetzt meist der Fall ist, an einer Wand, so ist dieses Stück der Wand auch im Holzhause gemauert. (Vergl. Fig. 38.)

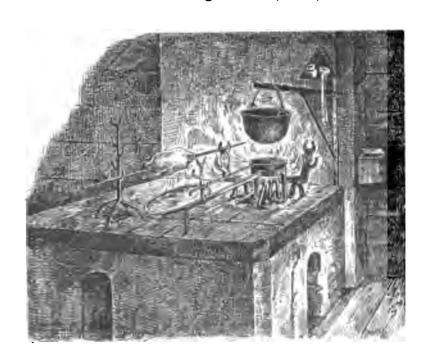


Fig. 38. Oberdeutscher Herd.

Das wichtigste Herdgerät ist der Feuerbock, in den Alpen „Feuerroß" genannt. Sonst führt er noch die Namen Feuerhund, Feuerkatz usw.**) Er hat die Aufgabe, das Holz über dem Boden zu erhalten, damit es durch die von unten zustreichende Luft leichter brennen kann. Der Feuerbock des

*) Vergl. M. A. G., XXIII, 143.
**) Vergl. J. F. XVI, 136 ff., S. B. A. W. 144, VI, 15.

en Herdes ist vierbeinig, der des Kamins gewöhnlich drei-
g. Die Feuerböcke waren früher paarig vorhanden, was im
inhause heute noch die Regel, auf dem oberdeutschen Herde
sehr selten geworden
Hier ist zumeist nur
erhalten.
)ie oberdeutschen Böcke
;l. Fig. 39—41) haben
er an den Enden und
den äußeren Seiten,
r im Inneren der auf-
:nden Bügel. Die An-
ıng dieser Hörner und
r wechselt mannigfach.
sind Adaptationen des
rbocks für den Brat-
, Bratspießlager.
Tragen des Brat-
es diente die Paarig-
)er Böcke; später half
sich mit einem Bocke
inem Bratspießständer
l. die Figur 38).
)er Feuerbock beginnt
verschwinden. Man
allmählich, auch ohne
das Feuer zu unter-
n. In früheren Zeiten
e der Feuerbock, wie
ehen werden, vielfach
)nlich gestaltet, ge-
lich als ein gehörntes
dargestellt. Ähnliche
ıalisierungen kommen
noch vor, sind aber
sehr selten geworden.



Fig. 39. Oberdeutscher Feuerbock.

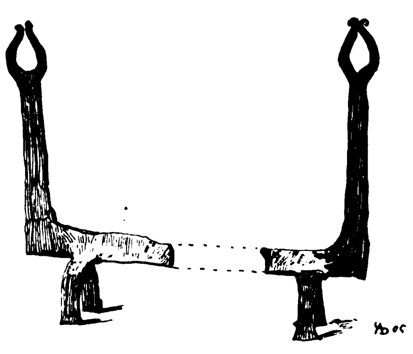


Fig. 40. Oberdeutscher Feuerbock, in der Mitte durchgebrannt.

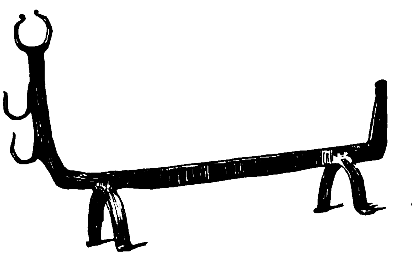


Fig. 41. Oberdeutscher Feuerbock.

den Südslaven scheinen sie sich noch öfter zu finden als
en Deutschen.

Die Bratspießständer (vergl. Fig. 44—46) erklären sich
selbst. Ihr volkstümlicher Name ist „Bratrößl".

Beim offenen Herd ist es nötig, die Pfannen und Töpfe zu erheben, damit das Feuer nicht nur von der Seite, sondern auch von unten einwirken kann. Das geschieht in verschiedener Art:

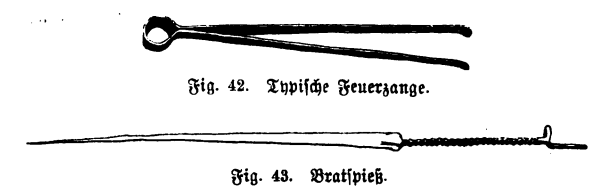
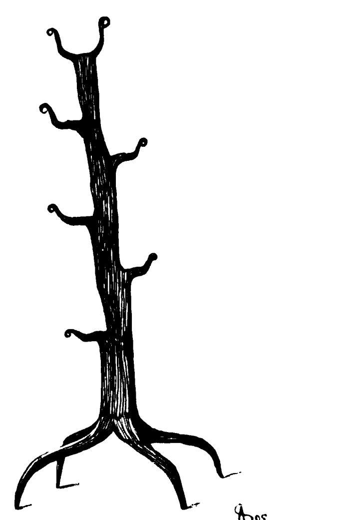


Fig. 42. Typische Feuerzange.

Fig. 43. Bratspieß.

1. Es bestehen eigene Geräte dazu. Hieher gehört vor allen der alpine Dreifuß (Fig. 47, 48). Er hat die Aufgabe, die langstieligen Pfannen über dem Feuer zu erhalten,



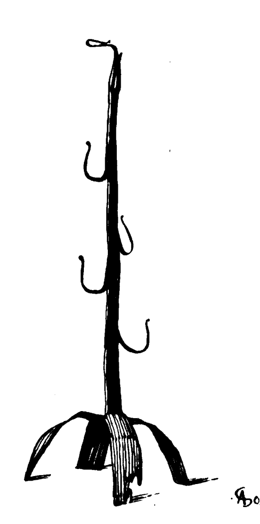




Fig. 44. Bratspießständer aus einem Stück geschmiedet.

Fig. 45. Bratspießständer, oben Kienspanhälter.

und ist darnach eingerichtet. Nicht überall, wo es langstielige Pfannen gibt, gibt es diese Art Dreifuß.

Andere niedere Dreifüße werden bei den Töpfen gebraucht (vergl. Fig. 49, 50). Sie sind entweder dreieckig oder rund und zeigen nur wenige Ornamente, die dazu dienen, oben eine

Fläche zu bieten, um auch kleinere Töpfe darauf stellen zu können. Von Polen bis nach Bosnien und nach Tirol finden sich dieselben Arten Dreifüße.

2. In anderen Gegenden aber haben Pfannen, Töpfe, ja sogar der große Kessel selber drei Beine. (Vergl. Fig. 51, 52.)

Über dem Feuer hängt der große Wasserkessel aus Kupfer an einer Kette oder einer anderen Vorrichtung, die es erlaubt, ihn zu heben oder zu senken.

Fig. 46. Bratspießständer.

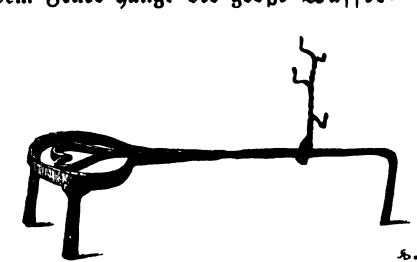


Fig. 47. Alpiner Dreifuß für Pfannen.

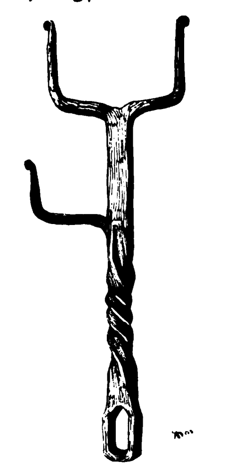


Fig. 48. Der verschiebbare Reiter auf dem Dreifuß.

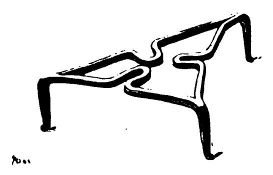


Fig. 49. Dreifuß für Töpfe.

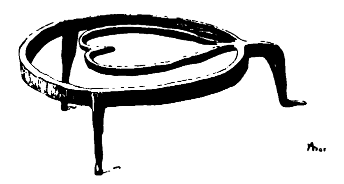


Fig. 50. Dreifuß für Töpfe.

Zumeist trägt den Kessel ein eiserner oder hölzerner Galgen, „Kesselreibn“, „Kesselreidn“, „Kesselschwing“ genannt.

Die Form des Kessels ist aus dem Herdbild Fig. 38 zu ersehen. Fig. 52 zeigt einen Kupferkessel mit drei Beinen. Die Form des bosnischen Kessels ist etwas abweichend.

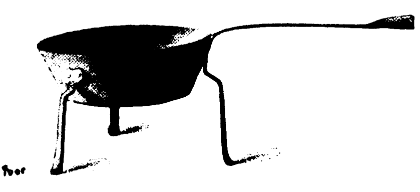


Fig. 51. Dreibeinige Pfanne.

In der Nähe der Decke der Küche sind starke horizontale Stangen angebracht. Auf je zweien liegt das Brennholz. Diese Vorrichtung heißt „widåsn". Auf zwei anderen liegen die Späne zum Beleuchten. Diese Stangen werden „spånåsn" genannt. Die letzteren finden sich oft in der Stube über dem Ofen.

In verschiedenen Gegenden, wo der alpine Dreifuß (Fig. 47) nicht vorhanden ist, wird der Bratspießständer auch zum Festlegen der langstieligen Pfannen verwendet. Manchmal findet sich (in Tirol so gut wie in Steiermark), daß der Bratspießständer oben eine Klammer hat zur Aufnahme eines Kienspans, so daß er zu gleicher Zeit ein Spanleuchter ist (Fig. 45). Wo es auch an einem Bratspießständer fehlte, mußten die langstieligen Pfannen mit der Hand gehalten werden, wie man auf alten Bildern öfter sehen kann.



Fig. 52. Dreibeiniger kupferner Kessel.

Inbezug auf die Technik der Eisensachen ist zu bemerken, daß es gute alte Schmiedetradition ist, möglichst viel aus einem einzigen Stück Eisen herzustellen und möglichst wenig anzuschweißen. So ist Fig. 44 und ebenso Fig. 48 aus einem einzigen Eisenkerne hergestellt. Bei einem guten alten Feuerbocke ist alles mit Ausnahme der Beine aus einem einzigen Stück geschmiedet. Dasselbe Bestreben kann *man bei den* bekannten schmiedeisernen Votivtieren beobachten.

In früheren Zeiten, wo es noch keine Zündhölzer gab, man das Herdfeuer auch über Nacht nicht ganz verlöschen. Herdfläche hatte eine Grube, in welche die letzten Kohlen glühend gelegt und mit Asche zugedeckt wurden, so daß des Morgens sie meist noch dazu verwenden konnte, ein Feuer mit ihnen zu entfachen.

Der Flur ist meist so gut wie bedeutungslos. Kein einziges :l ist für ihn charakteristisch. Er hat keine andere positive ıbe, als den Verkehr)en den Räumen des :s zu vermitteln. Man)ort seine Überkleider wohl auch die Holz: :. Mit seiner Be: ung steht es schlecht. ı nicht die Haustür steht, besorgt das)ren des Lichts bloß ein s Fensterchen neben Tür, durch das man ıen Einlaß Verlangen:)esehen kann.



Fig. 53. Hölzerner Wassereimer.

Der Backofen hat im eutschen Hause keinen Platz; er ist ein er, viel Raum be: uchender Geselle, der hierhin, bald dorthin)ben, bald ganz aus Hause unter ein eigenes Dach verwiesen wird. Wenn der ıfen im Hause untergebracht ist, wird er von der Küche beschickt und ragt dann in eine Kammer, den Flur, selten :e Stube herein.

Das bosnische Haus kennt ihn nicht. Zum Brotbacken dort ein Deckel aus Ton oder Eisen, unter den der Teig t wird, worauf man auf den Deckel glühende Kohlen . Er heißt sač oder peka (Fig. 54)*).

---

*) Vergl. M. A. G., XXXIV, 168, Fig. 72, Bünker ebd., II, 107.

Zu den Nebengebäuden gehören der **Stall** und die **Scheune**, die oftmals mit dem Hauptgebäude verbunden sind, sich aber immer als bloß angewachsene Individualitäten erkennen lassen. Scheune und Stall bildeten oft ein eigenes Gebäude neben dem Wohnhause.

Die Art der Lagerung der einzelnen Teile, Wohnhaus, Stall, Scheune, zueinander ist landschaftlich verschieden.

Wenn die einzelnen Gebäude des Gehöfts zerstreut und scheinbar regellos umherliegen, spricht man von einem „Haufenhof". Im „fränkischen Hof" sind die Gebäude im Vierecke angeordnet, das nach der Straße zu durch eine Mauer, Tor und Tür enthaltend, abgeschlossen ist. Der oberösterreichische „Vierkant" ist eine weitere Entwickelung des fränkischen Hofes.

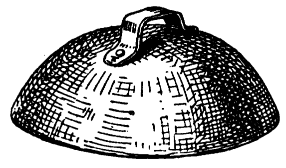



Fig. 54. Bosnischer Brotbackdeckel.

Ein wichtiges Nebengebäude des oberdeutschen Hauses ist die „**Badstube**" oder „**Brechlstube**". Sie besteht aus einem kleinen Holzhäuschen mit oder ohne offene Vorhalle. In dem einzigen Raume, den es enthält, ist ein großer Ofen, mit dem sich eine starke Hitze erzeugen läßt. Horizontale Flächen aus Geflecht sind sonst der einzige Inhalt des Raums. Auf diese Geflechte wird der Flachs gelegt, wenn er geröstet wird. Dazu wird der Ofen 12—24 Stunden lang geheizt. Das Heizloch des Ofens ist oftmals **außen** am Häuschen angebracht.*)

Heute hat die Badstube sonst keine weitere Verwendung. In früheren Zeiten wurde sie daneben auch zur Bereitung von Dampfbädern verwendet.

Schon die alten Volksgesetze führen alle späteren Bestandteile eines Hofes auf. Wohngebäude (domus), Stallung (scuria), Scheune (granea), Schweinestall (porcaria), Schafstall (ovile), Keller (cellarium), Speicher (spicarium), Badstube (stuba),

*) Verfasser M. A. G., XXIII, 162, **Bünker** ebd. XXXII, 254. *v. Andrian*, Die Altausseer, S. 41. ff.

ndlich screona oder gynaeceum. Die letzteren sind die unter-
:dischen Gemächer, wo die Weiber spannen und webten, deren
eutsche Bezeichnung tunc (mit Dung, Dünger zusammen-
ängend) war. Schon Tacitus berichtet von solchen unterirdi-
hen Räumen, die, wenn es not war, um sie zu verbergen
)der vielleicht um sie zu erwärmen), mit Mist (vergl. tunc)
ıgedeckt wurden.*) Daß heute noch die Weber in Frankreich in
nterirdischen Gemächern arbeiten, haben wir oben gehört S. 20.

b) Die Beleuchtungsgegenstände.

Bis vor kurzem war der Kienspan das Beleuchtungsmaterial
:s Bauernhauses. Heute ist er schon ziemlich eingeschränkt

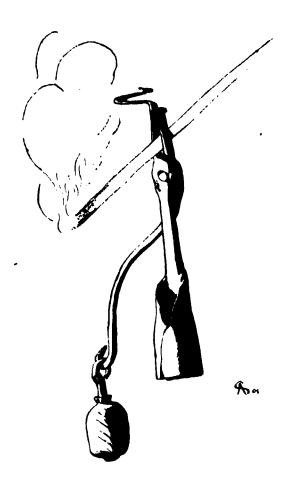




Fig. 55. Spanleuchter mit Gewicht.

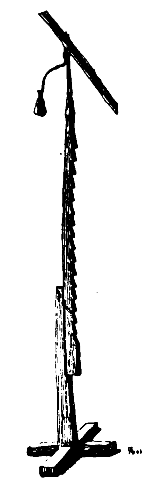


Fig. 56. Spanleuchter mit hölzerner Zahnstange.

ıd vielfach durch eine kleine schlechte Petroleumlampe mit
lachbrenner ersetzt.

Der Kienspan wurde zumeist in eine Zange eingezwängt
nd angezündet, wie das Fig. 55—58 zeigt. Gehalten wurde
:r Span durch die Kraft eines Gewichts oder durch eine

*) Heyne, Deutsches Wohnungswesen, S. 46.

Feder. Der Name dieses Instruments ist Spánleuchter d. h. „Späneleuchter". Manche sind so eingerichtet, daß sie mittelst einer Zahnstange höher und niederer gestellt werden können (Fig. 56). Zu Füßen des Apparats stand oft ein Gefäß mit Wasser, um die abfallenden glühenden Teile aufzufangen und unschädlich zu machen. Der Spänehalter bedurfte, sollte er andauernd funktionieren, einer eigenen Person

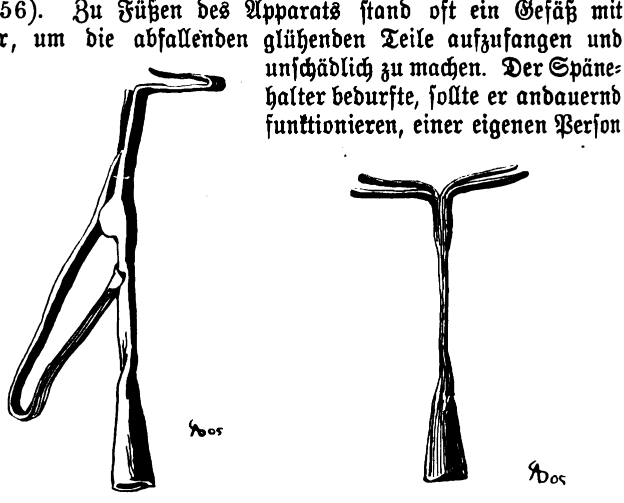


Fig. 57. Spanleuchter mit Feder. Fig. 58. Einfacher Spanleuchter.

zur Pflege. An den langen Winterabenden, wenn gesponnen und gewoben wurde, wurde dieses Geschäft von den größeren Kindern besorgt. Die Späne wurden sehr sorgfältig ca. 1 m lang und 5 cm breit hergestellt und in der Küche oder über dem Ofen getrocknet; s. oben S. 38. Die Schleifen, welche an manchen Spanhältern zu bemerken sind, dienen dazu, die Spanstümpfchen aufzunehmen und sie bis auf einen kleinen Rest zu verbrennen.

Außer diesen zangenartigen Spanleuchtern gibt es noch wagschalenartige, wie Fig. 59 zeigt. Sie heißen „Kienleuchten", „Keanleuchtn"; zum Vergleiche bringt die Fig. 60 einen bosnischen čirak, der demselben Zwecke dient.*)

In manchen Gegenden existiert heute noch in der Wand eine Vertiefung, ein kleiner Herd, der auch öfter einen eigenen Rauchabzug hatte. Hier wurde ein kleines Feuer unterhalten, das den Zweck hatte, die Stube zu erleuchten. In der Küche besorgte das zumeist das Herdfeuer, das ja selten ganz verlosch.

*) Verfasser, Wissensch. Mitt. aus Bosnien VII, 258, Fig. 29.

c) Das Technische am oberdeutschen Hause.*)

Schlecht ist es mit Licht und Luft im Bauernhause bestellt. e Hauptquelle für beide war in alten Zeiten die geöffnete ir. Mußte diese geschlossen werden, dann umfing Dunkel das nere des Hauses. Freilich gab Lichtschlitze und Fensterchen,

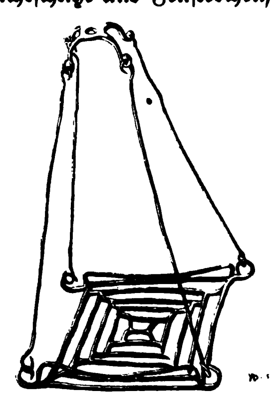


Fig. 59. Kienleuchte.

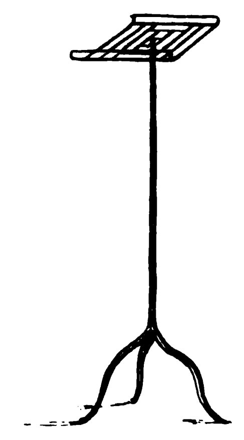


Fig. 60. Bosnischer Čirak.

er sie sind heute noch im Holzhause so klein, daß häufig an i hellsten Sonnentagen nur ein Dämmerschein das Gemach iellt. Das gilt namentlich von den Rauchstuben und Küchen, denen der Rauch die Fenster schwärzt und der Ruß, der dicken, glänzenden Krusten, sogar in tropfsteinartigen Gebilden Decken und oberen Teile der Wände überzieht, es oft schwer cht, die Fenster zu öffnen.

Die Größe des Fensters hängt stark von der Art der rstellung der Wand ab. Beim Blockbau ist das Fenster klein, durchschneidet zwei Balken, aber jeden nur etwa zur Hälfte. ist demnach nicht breiter als ein Balken, was auch beim hlenbau so ist. Es wird nämlich kein Balken und keine hle gänzlich durchschnitten, um die Wand nicht zu gefährden.

*) Vergl. Karl Reymann, Technische Vorkenntnisse zur Haus-schung, M. A. G. XXIII, 1893, Sitzungsberichte.

Fig. 61 zeigt ein Fenster im Blockbau.*) Größere Fenster sind erst jungen Datums. Am tolerantesten ist der Fachwerkbau gegen das Fenster; er duldet es in großen Dimensionen, ohne an Festigkeit einzubüßen, weil bei ihm die Anlage der

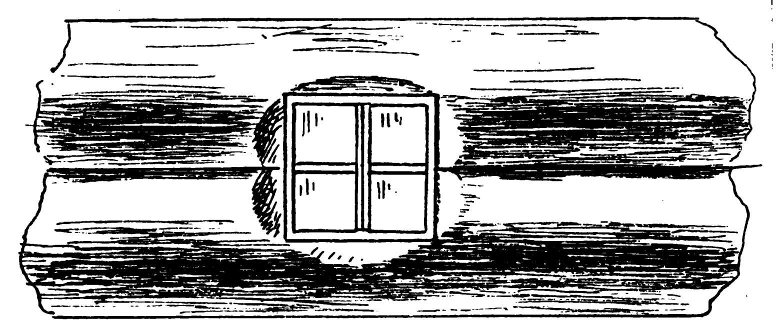


Fig. 61. Fenster im Blockbau.

Fenster nicht das Durchschneiden der konstruktiv wichtigen Balken erfordert.

Der altgermanische Ausdruck für Fenster war kein einheitlicher. Der Gote nannte es auga-daúrō, „Augentür", im Altnordischen heißt es vindauga, „Windauge" (wovon engl. window), nach der Gestalt des Schlitzes zwischen zwei Balken.**) Das Wort Fenster ist ein Lehnwort aus dem Lateinischen (fenestra) und bedeutete das große Fenster im Steinbau, den die Germanen von den Römern erlernten.

Die Hauptteile des Hauses sind Grundmauer, Wände und Dach.

Einen steinernen Unterbau haben heute die meisten oberdeutschen Bauernhäuser, wenigstens insofern, als die Grundbalken auf Steinen aufliegen. Aber es scheint doch noch vorzukommen, daß ganz armselige Häuschen direkt auf dem Boden stehen. Das Flechtwerkhaus hatte gewiß selten einen Unterbau.

Die primitivste Art eine Wand herzustellen besteht darin, daß man Stangen in den Boden einrammt und diese dann

*) Bancalari, Globus LXV, Nr. 22, Fig. 4 b. Noch älter sind die schlitzförmigen, augenartigen Fenster im Blockbau, Z. F. XVI, 125, Stephani, I, 348, 358.

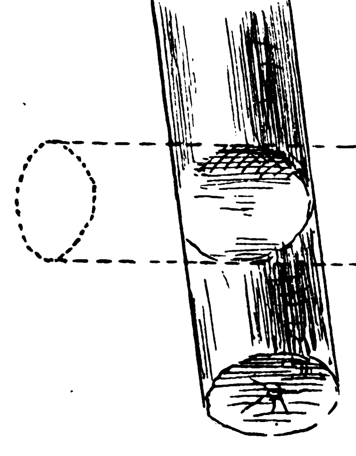
**) Vergl. Z. F. XVI, 125.

mit biegsamen Ruten nach der Art von Körben verbindet. Diese Rutengeflechtwand wird dann mit Lehm beworfen und dieser glatt gestrichen, so daß man von außen die Technik der Herstellung nicht erkennen kann. Das Wort Wand schreibt sich von dieser Technik her, es kommt von winden und bedeutet die gewundene, geflochtene Wand.*) Als Muster der Flechtwerkwand (hier ohne Lehmverkleidung) diene das Bild eines bosnischen Kukuružniak (Maisbehälters). (Fig. 102).



Fig. 62. Stück des Lehmbewurfs.

Die Fig. 62 zeigt das Stück einer prähistorischen geflochtenen Wand: Das Häuschen ist einstmals durch Feuer vernichtet worden. Das Flechtwerk der Wand verkohlte, hinterließ aber in dem durch die Hitze zu Ton gebrannten Lehmbewurfe die Spuren seines Daseins. Im Russischen bedeutet



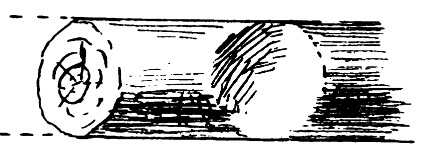


Fig. 63. Einfachste Verzinkung im Blockbau.

plotnik „Zimmermann“; das Wort gehört aber zu plesti, „flechten“, bedeutete also einst den Mann, der die Wände flicht, „windet“. Ebenfalls von hohem Alter ist der Blockbau. Er besteht

*) Verfasser, J. F., XVI, 172 ff.; XVII, 139 ff.

darin, daß man ganze oder halbe Bäume horizontal übereinander schichtet. Fig. 63 zeigt die einfachste Art, wie dabei die Hölzer aufeinander gelegt werden. Die Arten der Verschneidung der Balken sind aber verschieden, oft auch bei ganz bescheidenen Häuschen sehr kunstvoll.

Ganz ähnlich ist die Technik des Bohlenbaus. Auch hier werden die die Verschneidung (Verzinkung) der Bretter überragenden Köpfe („Wettköpfe") oftmals belassen.*)

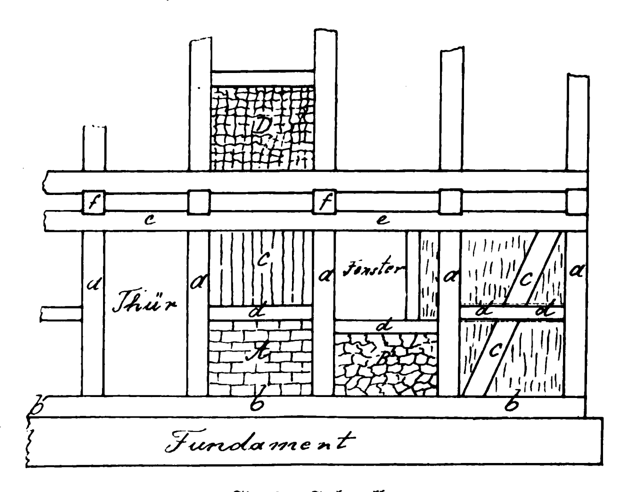


Fig. 64. Fachwerkbau.

Der Block- und Bohlenbau ist der charakteristische Bau der Alpen.

Auch der Fachwerkbau ist sehr alt. (Vergl. Fig. 64.) Auf einer Grundschwelle erheben sich senkrechte Balken, „Säulen, Stiele, Ständer" genannt. Schiefe Verbindungsbalken heißen „Streben", horizontale „Riegel". Die Felder der „Fächer" (der Räume zwischen zwei Säulen) können durch Flechtwerk, Holzprügel oder Ziegel ausgefüllt werden.**)

Das Dach ruht auf einem Balken- oder Stangengerüst von oft sehr geschickter Konstruktion, dem Dachstuhl. Die ein-

*) Vergl. zum Blockbau J. F. XVI, 177; XVIII, 262.
**) Vergl. J. F. XVI, 175; XVII, 132.

fachen heutigen Dachstühle kommen schon in Römerzeiten vor, wie kleine Votivblättchen in Form von Tempelchen beweisen.*)

Das Dach selbst ist heute noch sehr häufig aus Stroh hergestellt. Sonst aus Brettern oder Schindeln.**) Allmählich dringt der Dachziegel durch. In manchen Gegenden wird flacher Bruchstein (Herzegowina) verwendet. Je nach dem Winkel unterscheidet man Flach- und Steildächer. Macht das Dach nur eine einzige Steigung, so spricht man von einem Pultdach. Fällt es nach zwei Seiten ab, so nennt man es Satteldach. Sind die Enden ganz abgeschnitten, so hat man ein Walmdach vor sich, werden sie nur halb abgeschrägt, so ist es ein Halbwalmdach.

Ein Schornstein (Rauchfang) ist noch durchaus nicht überall vorhanden. Im bosnischen Hause zieht der Rauch frei in den Dachraum und sucht durch die Lücken des Daches den Weg ins Freie. Wo ein Rauchfang vorhanden ist, da ist er so angebracht, daß der Rauch, der aus der Tür der Küche entweicht, im Flur von einem Rauchhut aufgenommen und durch den Rauchfang abgeleitet werden soll, wobei aber meist die Rechnung ohne den Rauch gemacht ist, denn dieser tut, was ihm beliebt. Ein ähnlicher Rauchhut ist auch oftmals über der Einheiz des Ofens angebracht und führt durch eine Holzröhre auch diesen Rauch oder einen Teil davon in denselben Rauchfang. Der Rauchfang ist auch heute noch sehr oft aus Holzbrettern hergestellt.

Einen Keller haben wenige primitive Bauernhäuser. Oftmals haben sie nur eine Grube (wo Erdäpfel usw. aufbewahrt werden), die mit einer Falltür zugedeckt wird. Diese Grube ist oft unter einer an das Haus gelehnten Laube, nicht unter einem Wohngemache, untergebracht.

Das bosnische Haus hat in der Küche oft einen Verschlag aus Holzbrettern, der kiler, čiler (Keller) genannt wird.***)

---

*) Verfasser, M. A. G. XXIV, 92 ff. Der Widerspruch Kubitscheks, Jahrbuch der k. k. Zentralkommission, II, 178 ist belanglos.

**) Wenn das Dach mit Brettern eingedeckt ist, dann legt man oft Steine darauf, wohl auch Stangen, ein Brauch, der geeignet ist, O. Benndorfs bekannte Hypothese über die Herkunft der griechischen Akroterien zu stützen. Vergl. die Huzulenhäuser, M. A. G. XXVI, 161 (Fig. 373), 170 (Fig. 382).

***) Verfasser, Wissenschaftl. Mitt. aus Bosnien, VII, 268.

B. Geschichte des oberdeutschen Hauses.

III. Die Herkunft von Hausrat und Haus.

a) Entwicklung des oberdeutschen Hausrats.

Ich bespreche zuerst die Geräte des Herdraums als des ältesten Bestandteils des Wohnhauses, dann die der Stube und Kammer.

Ein Herd*) ist auch heute in gewissen Gegenden, wo das oberdeutsche Haus aufgenommen ist (z. B. bei den Slowaken) noch nicht vorhanden, sondern nur eine Feuerstelle. Sonst sehen wir den Herd, der in Bosnien etwa 10 cm, in Tirol oft nicht

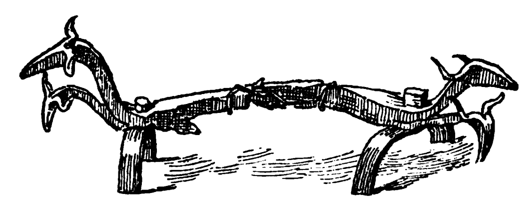


Fig. 65. Römischer Feuerbock.

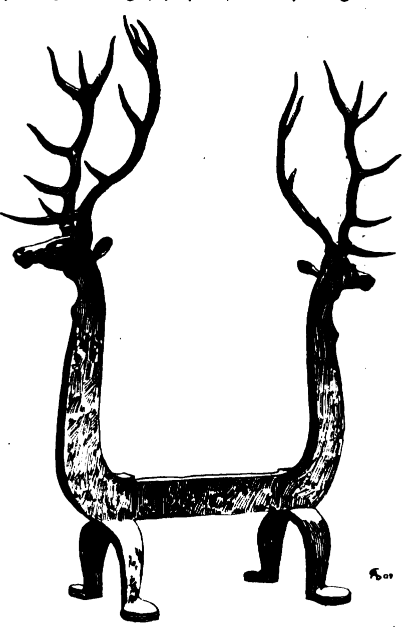
mehr als 20 cm hoch ist, sich bis zur Höhe eines Tisches unserer Kultur erheben. Die Hausfrau, die einst beim Kochen hockte oder auf einem niedrigen Dreifuß saß, steht, seitdem es einen höheren Herd gibt. Die Erhöhung der Herdfläche scheint nicht allmählich erfolgt zu sein, sondern sprunghaft, wie es dem Brauche, auf dem Boden zu hocken, dann aber aufrecht zu stehen, entsprach. Ein bosnischer Herd verhält sich in Bezug

*) Vergl. zur Geschichte des Herdes Verfasser M. A. G. XXI, 150; XXII, 104; J. F. XVII, 122. — O. Lauffer „Herd und Herdgeräte in den Nürnberger Küchen der Vorzeit", Mitteil. des german. Nationalmuseums, 1900.

...ICAL
HIGH... ...BRAR...

auf Höhe zu einem gewöhnlichen Herde der Alpen gerade so wie der bosnische Tisch zum Tisch des Alpenhauses...

Der Brauch, in Gruben von oft auffallende... kochen, wie es in prähistorischen Zeiten geschah, ist im heutigen oberdeutschen Hause nicht mehr nachzuweisen.


Fig. 66. Ein Prunk-Feuerbock.

Ein Gerät von altem Adel ist der Feuerbock. Schon in prähistorischen Zeiten erscheint er als Grabbeigabe, namentlich in Oberitalien, aus Bronze. Auch sehr alte Ton- und Eisenböcke finden sich. Die prähistorischen Böcke haben vielfach Köpfe von gehörnten Tieren oder von Vögeln. Auch dreibeinige Exemplare kommen neben den vierbeinigen vor. Die prähistorischen Böcke fanden sich vielfach paarig.*)

Ein eiserner vierbeiniger römischer Feuerbock, der an beiden Enden je zwei Stierköpfe zeigt, ist abgebildet in Fig. 65. Dieser war in langjährigem Gebrauch, denn er ist in der Mitte durchgebrannt. Ein Prachtstück ist der Feuerbock im Besitze des Grafen H. Wilczek auf Schloß Kreuzenstein. Über sein Alter ist nichts bekannt. (Vergl. Fig. 66.)

Wertvoll wäre eine Zusammenstellung über die prähistorischen und antiken Feuerböcke, damit die geographischen Grenzen seines Vorkommens in alten Zeiten festgelegt würden.

Die ältesten Feuerböcke sind nicht für den Bratspieß eingerichtet. Wann diese Adaption geschah, ist unbekannt. Ich

---

*) M. Hoernes Mitteil. der prähistor. Kommission der K. Akad. d. Wissensch. Wien, I, 116. Verfasser J. F. XVI, 137. Zu Fig. 66 vergl. M. A. G. XXV, 57.

habe kurze Zeit es für möglich gehalten, daß die Hörner unserer alpinen Feuerböcke Überlebsel einer ehemaligen allgemein üblichen Ausgestaltung der Böcke als Doppelrinder sind (vergl. Fig. 65), wie Fig. 66 einen Doppelhirsch darstellt, habe aber diesen Irrtum bald berichtigt.*)

Das französische Wort für Feuerbock ist landier. Es ist eigentlich l'andier und enthält einen keltischen Stamm *andero „Jungvieh", „junger Bock, Stier", wozu stimmt, daß die erhaltenen gallischen Feuerböcke wirkliche Bockköpfe zeigen. Auch englisch andiron ist desselben Ursprungs, verdankt aber seine Form einem Anschlusse an iron „Eisen". Das keltische Wort liegt noch in mittellateinisch anderius vor, ist aber in branderia nach brennen, Brand umgestaltet worden. Diese Umbildung scheint noch in egerländisch broădara erhalten zu sein. Im Mittelhochdeutschen heißt der Feuerbock brantreite. Das italienische alare „Feuerbock" führt man auf lateinisch Lar „Hausgott, Herd" zurück.**)

Der Bratspieß ist heute schon so gut wie ganz außer Gebrauch. Ich habe ihn nicht mehr auf dem Herde vorgefunden. Aber im alten Eisen findet er sich wohl noch öfter. Wo sich die Sitte am Spieße zu braten erhalten hat, da wird — so in Bosnien — eine Holzstange dabei verwendet.

Der Bratspießständer zeigt eine Form, die deutliche Verwandtschaft mit den senkrechten Bügeln des Feuerbocks, der für den Bratspieß eingerichtet ist, verrät. Auch dieser Apparat macht den Eindruck hohen Alters, scheint aber in den ältesten Kulturschichten noch nicht nachgewiesen zu sein.

Die Geschichte des Dreifußes, dessen alpine Gestalt von den langstieligen Pfannen bedingt ist, so wie jene der niedrigen, ferner die Geschichte der Topfformen des oberdeutschen Hauses bedarf noch dringend der Erforschung.

Von ehrwürdigem Alter ist der große Kupferkessel. Die Sage weiß von ihm zu erzählen. Aber auch seine Gestalt muß erst studiert und der Zusammenhang mit den prähistorischen Formen gesucht werden.

Die Seele der Stube ist der Ofen. Erst mit einem brauchbaren Ofen entstand ein gut heizbarer Raum.

---

*) M. A. G. XXII, 105.

**) Vergl. M. A. G. XXI, 132 ff., J. F. XVI, 135 ff. — H. Schuchardt in seiner Festschrift für Ad. Mussafia, S. 3.

Der Ofen ist uralt. Zuerst diente er technischen Zwecken, als Töpferofen, Schmelzofen, Backofen. Die Häduer haben zu Cäsars Zeit Kamine und Öfen gehabt. Leider sind die letzteren, welche bei den Ausgrabungen des alten Bibracte zum Vorscheine kamen, nicht genau abgebildet worden, wieder ein Zeichen, wie sehr die Bedeutung dieser Dinge unterschätzt wird.*)

Der charakteristische Ofen der Alpen ist der Kachelofen. Kachel ist ein Lehnwort aus lateinisch caculus, Deminutivum zu cacabus, griechisch κάκαβος, κάκκαβος**). Das Wort

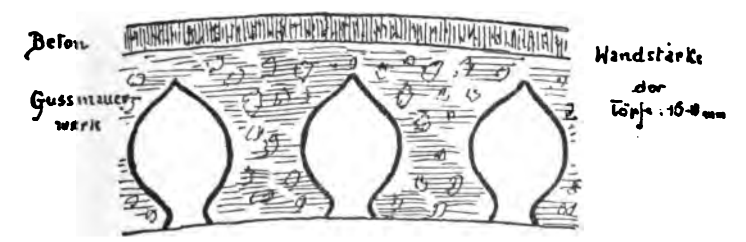


Fig. 67. Römisches Kuppelgewölbe.

hat die hochdeutsche Lautverschiebung durchgemacht, ist also vor dem sechsten Jahrhundert entlehnt worden. Und zwar wahrscheinlich schon viel früher. Es ist nämlich nicht nur ein Wort, sondern eine Sache, eine Technik, zugleich mit dem Worte für das Mittel dieser Technik entlehnt worden.

Die Römer verstanden es, aus Gefäßen, aus Kacheln, eine Kuppel herzustellen, eine Kunst, die aus Griechenland und dem Oriente stammt. Vergleiche Fig. 67, den Schluß eines römischen Kuppelgewölbes nach Durm, Die Baustile II, S. 199, darstellend.***)

Sie bauten aber auch Öfen mittelst Kacheln, und zwar so, daß die Töpfe ineinandergesteckt und zu einer Tonne (wie Fig. 71)

*) Vergl. J. G. Bulliot, Fouilles du Mont Beuvray. Autun, 1899, 2 Bde. u. Album (S. 312 ff.). — O. Lauffer, Der Kachelofen in Frankfurt. Frankfurt 1903.

**) Vergl. Meyer-Lübke, Ztschr. für roman. Philol. XV, 242.

***) Verfasser M. A. G. XXIII, 172.

gewölbt wurden. Fig. 68 zeigt eine andere Benutzung von Kacheln, vgl. Nachtrag S. 109. Die unteren Kacheln sind von der Kuppel von San Vitale in Ravenna.

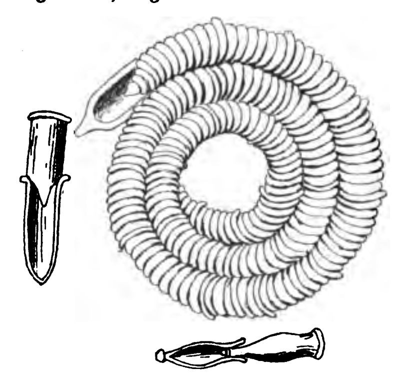


Fig. 68. Schneckenartige Kuppel aus Töpfen.

Eine andere Technik mit Verwendung von Gefäßen zeigt der römische Töpferofen in Heddernheim. Vergl. Fig. 69.*)

Mittelst derselben Technik nun wie das Gewölbe der Villa des Gordian ist unser Alpenkachelofen hergestellt, vergl. Fig. 70.**) Nur bleibt beim Kachelofen wegen der leichteren Wärmeabgabe der obere Teil der Kacheln unbedeckt.

Eine andere Art der Verwendung der Töpfe zeigen die Töpferöfen in Stoob (im Oedenburger Komitat), welche

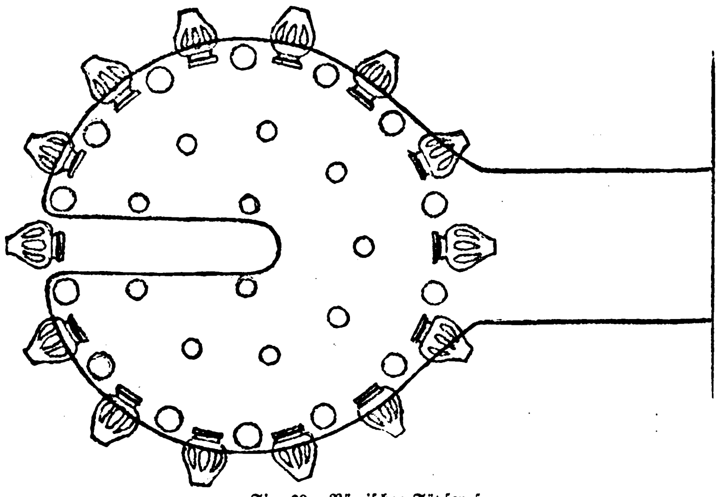


Fig. 69. Römischer Töpferofen.

*) M. A. G. XXVII, Fig. 228.
**) M. A. G. XXIII, 42.

J. R. Bünker gefunden hat.*) Hier sind die Gefäße ineinander gesteckt und in Reihen nebeneinander gewölbt. Vergl. Figur 71 und 72.

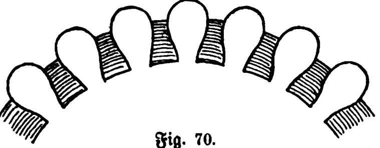


Fig. 70.
Durchschnitt durch einen konvexkachligen Ofen.



Fig. 71. Töpferofen in Stoob.

Die Kacheln haben im Laufe der Zeit ihre Gestalt vielfach verändert. Die moderne Bauernkachel zeigt noch die Form

*) M. A. G. XXXIII, 329 ff.

der römischen, nur daß sie breiter und derber geworden ist. Römische Kacheln sind in Wien in zahlreichen Exemplaren gefunden worden. Es steht leider nicht fest, ob sie Töpferöfen oder Zimmeröfen angehört haben, gewiß haben sie aber Öfen



Fig. 72. Töpferofen in Stoob.

angehört, denn sie zeigen Ruß im Innern. Vergl. Fig. 73. Zum Vergleiche bringt Fig. 74 eine moderne steirische Kachel.

Die Bilderserie Fig. 75 bis Fig. 77 stellt die Entwicklung der konvexen Kachel bis zur Flachkachel dar.*)

Die bosnischen Kacheln, Fig. 78, 79, zeigen eine besondere Gestalt der Flachkacheln.

---

*) M. A. G. XXXIV, 171 ff.



Fig. 73. Römische Kachel aus Wien.



Fig. 74. Moderne steirische Kachel.



Fig. 75. Moderne steirische Kachel. Anderer Typus.



Fig. 76. Kärntnische Kachel mit flachem Abschluß.



Fig. 77. Flachkachel mit Blumenornament.

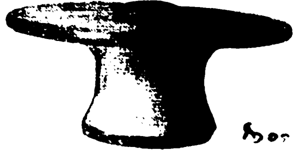


Fig. 78. Bosnische Flachkachel, rund.



Fig. 79. Bosnische Flachkachel, viereckig.

Die folgende Bilderserie, Fig. 80—83, zeigt die Entwick-
lung des alten runden, von außen heizbaren Kachelofens zu

dem heutigen Zimmerofen. Durch Aneinanderrückung verlieren die Kacheln ihre runde Form und nehmen eckige an, so daß man mit ihnen jeden beliebigen architektonischen Aufbau erzielen kann.

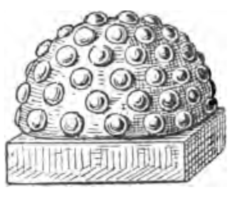


Fig. 80.

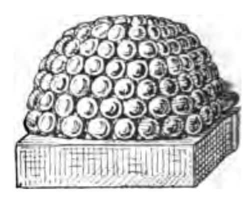


Fig. 81.

Neben den konvexen Kacheln gibt es konkave, schüsselförmige. Vergl. Fig. 84, 85. Über ihre Entstehung sowie über ihr Alter ist nichts bekannt. Eine römische konkave Kachel oder ein römisches Gewölbe, bei dem

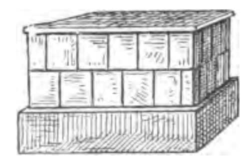


Fig. 82.

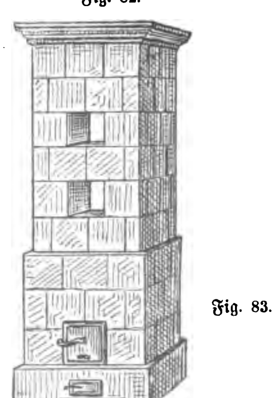


Fig. 83.

Fig. 80—83. Entwicklung des konvexkachligen Ofens.



Fig. 84. Schüsselförmige Konkavkachel. Steirisch-salzburgisch.



Fig. 85. Bosnische Konkavkachel, flachrandig, rund.

die Gefäße, die Töpfe, mit ihrer Höhlung nach außen eingebettet sind, scheint bis jetzt nicht gefunden worden zu sein.

Die Figuren 86—89 versinnbildlichen die Entwicklung des konkavkachligen Ofens.

Die konvexe Kachel der Alpen ist mit der römischen, zum selben Zwecke dienenden so gut wie identisch. Aber eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit hat sie auch mit prähistorischen Gefäßen, in denen Flüssigkeiten (Wasser, Milch oder dergleichen) aufgenommen wurden.*)

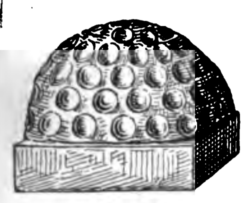


Fig. 86.

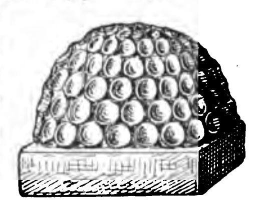


Fig. 87.

Die Fig. 90 bringt das Bild einer römischen Hypokaustumröhre. Aus solchen Stücken wurden in den Wänden Röhren gebildet, die die warme Luft des Hypokaustums emporleiteten. Durch seitliche Löcher standen die Röhren miteinander in Verbindung.

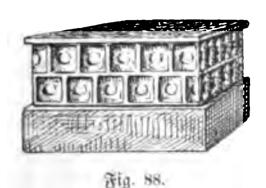


Fig. 88.

Fig. 89.



Fig. 86—89. Entwicklung des konkavkachligen Ofens.

Fig. 90. Römische Hypokaustumröhre.

*) Schliz, Das steinzeitliche Dorf Großgartach. Fig. 12, 1 15, 16, 18, 20 und Taf. I und XI. Von den fränkischen Tonwar welche Stephani II, Fig. 187, S. 378 abbildet, haben das Gefäß re oben und links unten die Formen von Kacheln.

Unser Stück zeigt an der vorderen Seite noch den Mörtelbewurf der Wand.

Man findet öfter diese Hypokaustumröhren als „Kacheln" bezeichnet. Das ist ein Unfug, der nur zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Ich habe das Bild hierhergesetzt, damit man sieht, daß diese Röhren mit Kacheln gar nichts zu tun haben.

Eine andere alte Technik, einen Ofen herzustellen, bestand darin, ein Rutengeflecht von Ofenform zu machen, dieses auf beiden Seiten mit Lehm zu verstreichen und dann das Ganze mit Strohfeuer tüchtig auszubrennen. Dabei verkohlte das Holzgeflecht, und es entstand zwischen den beiden Schichten des Tonmantels ein sehr nützlicher Hohlraum. Auch diese Technik übten schon die Römer.*)

Sie ist aber noch heute im Schwange.**) Die Huzulen häufen Lehm in Ofenform über einen großen Holzblock, brennen diesen dann langsam heraus und erreichen damit einen primitiven Ofen mit Tongewölbe.***)

Schon in den prähistorischen Häusern auf oberdeutschem Boden finden wir an den Rändern eine Lehmbank, wo man aller Wahrscheinlichkeit nach des Tags saß, des Nachts lag. Diese uralte Lehmbank ist die Mutter aller späteren Sitz- und Liegemöbel. Ihre älteste Tochter ist eine niedere Schlafbühne aus Holz, wie sie noch in der Sennhütte vorkommt und im bosnischen Hause, in dem aber oft nur Matratzen an den Rändern den Ort zum Sitzen und Liegen bezeichnen. Die feste Bank an den Wänden der heutigen oberdeutschen Stube hat sich aus jener uralten, mit Brettern gedielten Lehmbank entwickelt. Ursprünglich gewiß auch als Schlafstätte verwendet, dient sie heute — mit Ausnahme der Ofenbank — nur noch zum Sitzen. Als die Häuser nicht mehr aus einer Bodenvertiefung herausgebaut wurden, sondern auf ebenem oder eben gemachtem Boden standen, scheinen oft die ganzen Sitz- und Schlafvorrichtungen aus Dielen an den Wänden, die den Innenraum frei ließen, bestanden zu haben.†)

---

*) Kenner, Jahrbuch der k. k. Zentralkommission für Kunst- u. histor. Denkmale, II, 166. Schedulae diversarum artium, Quellenschriften für Kunstgeschichte von R. Eitelberger v. Edelberg, VII, 126 f.

**) J. R. Bünker, Ztschr. des Vereins f. Volksk. 1897, 28 f.

***) R. F. Kaindl, M. A. G., XXVIII, 239.

†) Vergl. Verfasser, S. B. A. W., Wien, 144. Bd. VI, 65 ff., 62 f.

Ein Bett in unserem Sinne war in ältesten Zeiten nicht vorhanden. Deswegen führen die Etymologien der Bezeichnungen für Bett in verschiedenen Sprachen auf die Bedeutungen „Streu", „Grube" u. dergl. zurück. Das Wort Bett selbst gehört zu lat. fodio, „grabe". Im Spanischen und Portugiesischen bedeutet cama „Bett, Lager der Tiere, Streu, Schichte"; das Wort stammt aus griech. χαμαί, weil das Bett auf der Erde bereitet wurde. Auch englisch bed bedeutet „Schichte".

Das Wort Tisch kommt von lateinisch discus, aus dem es vor dem sechsten Jahrhundert entlehnt wurde. Der älteste Tisch war eine Holzscheibe, ein Speisebrett, woraus es sich erklärt, daß verwandte Wörter die Bedeutungen „Tisch" und „Schüssel" zeigen. Vergl. englisch dish „Schüssel". Das gotische Wort biuþs bedeutet „Tisch", es gehört aber zu biudan „bieten" und bedeutete zuerst das Speisebrett, auf dem die Speise „geboten" wurde. In dieser Zeit wanderte das Wort zu den Slaven, wo es den Sinn „Schüssel" annahm (z. B. kroatisch bljudo)*). Lat. mensa „Tisch" erscheint im gotischen als mēs. Dieses bedeutet aber nicht nur τράπεζα, sondern auch πίναξ. Das Haupt des Johannes wird ana mēsa gebracht. Im Slavischen bedeutet das Wort wieder „Schüssel" (aksl. misa), im Neuslovenischen „Tisch".

Als der Tisch einmal seinen festen Platz in der Stube hatte und zwar in die Zimmerecke gerückt wurde und man sich zu ihm auf die feste Bank (und auf die zwei beweglichen) setzte, verlor er natürlich seine runde Gestalt und nahm viereckige an.

Eine huzulische Stube beschreibt Kaindl so: „Längs der Hinterwand der Stube ist oft eine verhältnismäßig breite Bank angebracht; auf ihr schläft die Mutter mit dem Säugling. An den zwei folgenden Wänden sind schmälere Bänke sichtbar, die bei Tag als Sitz, bei Nacht aber ebenfalls als Bett dienen. Eigentliche Betten finden sich nur hie und da."

Gewiß sehr alt sind die runden, flachen oder etwas vertieften Holzteller. Sie mögen einmal nach dem lateinischen Worte discus bezeichnet gewesen sein. Einen anderen „Teller" kannte ursprünglich das Bauernhaus nicht, sondern nur größere und kleinere Schüsseln. Das Wort Teller kommt aus dem

*) Vergl. Verfasser ebd. 90 ff. Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 1903, 385 ff.

Romanischen, wo es ein Brett, auf dem geschnitten wird, bedeutet; vergl. französisch tailloir, italienisch tagliere. Es dürfte erst im 14. Jahrhundert entlehnt worden sein. Eines Suppentellers bedarf das Bauernhaus nicht, weil jene aus einer gemeinsamen Schüssel herausgelöffelt wird.

Sehr spät ist der Einzelsitz, der Stuhl, ins Bauernhaus gekommen. Wo er sich findet, zeigt er meist ganz moderne Formen und Techniken. Der Stuhl, der Einzelsitz, war immer ein Ehrensitz, ein Thron.

Der ursprüngliche Sinn des Wortes „Hochsitz“ des angelsächsischen und altnordischen Hauses scheint der des über dem Boden erhabenen Sitzes gewesen zu sein, also aus einer Zeit zu stammen, wo nur der Vornehme, der Familienvater, der Gast hoch saß, während die anderen auf den Dielen, auf niederen Holzbühnen oder auf mit Holz verkleideten Lehmbänken saßen.

Die bosnische Stube mit ihrem Mangel an Möbeln, die sich über den Boden erheben, repräsentiert eine Entwicklungsstufe ohne „Kulturhorizont“, auf welcher auch die oberdeutsche Stube einstmals stand.

Zum Aufbewahren von Kleidern, Wäsche, Stoffen dient für gewöhnlich die Truhe. Das Wort Schrein entstammt — vergl. unten — dem lateinischen scrinium. Nicht sehr häufig ist im Bauernhause der Stehkasten, Hängekasten, Spint. Aber das Wort Kasten ist alt und scheint mit gotisch kas, „Gefäß“, zusammenzuhängen, was wohl so zu verstehen sein wird, daß man zuerst wirklich Tongefäße großer Art zum Aufbewahren von Feldfrüchten usw. verwendete. Das Wort Spint hängt mit mittellateinisch spenda, „Speisekammer“, „Speisekasten“, zusammen. Der Schrank war zuerst nur ein Holzverschlag in der Ecke, wie es in Bosnien heute noch der kiler, čiler (deutsch Keller) ist. Erst später wurde er ein beweglicher Gegenstand, ein „Möbel“.

b) Die Herkunft des oberdeutschen Hauses.

Die Frage nach der Herkunft des oberdeutschen Hauses ist die nach der Herkunft ihres charakteristischen Teils, der Stube. Da aber die Seele der Stube der Ofen ist, so ist die Frage nach der Herkunft der Stube in erster Linie die Frage nach der Herkunft des Ofens.

Inbezug auf den Kachelofen ist aber diese Frage beantwortet: Seine Technik stammt aus Roms Kunstfertigkeit, seine Kacheln sind teilweise so gut wie identisch mit römischen Kacheln, das Wort Kachel ist ein lateinisches Lehnwort.

Mit voller Bestimmtheit sage ich also: Der Kachelofen und mit ihm die Kachelofenstube sind in der Berührungssphäre von Römern und Germanen entstanden.

Was spricht dagegen? Daß die römischen Gebäude auf germanischem Boden nur Hypokausten, aber keine Kachelöfen zeigen.

Bis jetzt allerdings. Wir müssen aber warten, ob der ersehnte römische Zimmerkachelofen nicht zum Vorschein kommt. Vor allem müssen wir warten, bis festgestellt ist, welcher Art Öfen die römischen Kacheln, die in Wien gefunden wurden, angehörten.

Unter allen Umständen ist es unmöglich anzunehmen, daß die römische, auf germanischem Boden geübte Kunst, aus Gefäßen, Kacheln, einen Ofen zu bauen, vergessen worden und in späteren Jahrhunderten in derselben Weise neu erfunden worden sei. Ein solches Wunder zu glauben, widerspricht wissenschaftlichem Denken.

Daß es schon in altgermanischer Zeit einen Ofen gegeben hat, beweist gotisch aúhns, althochdeutsch ovan, das wohl gewiß mit dem griechischen Worte *ἰπνός*, das den Backofen und Badstubenofen bedeutete, verwandt ist. Bei Wulfila übersetzt das Wort das griechische *κλίβανος*. Das altgermanische Wort bedeutete also einen Ofen zu technischen Zwecken.

Der älteste Kachelofen, von dem wir literarische Kenntnis haben, ist langobardischer Herkunft und gehört dem 8. Jahrhundert an (Stephani, I, 234, 236, 239). Wenn zu seiner Herstellung mindestens 250 Kacheln erforderlich waren, so ist es gewiß kein ganz kleiner Ofen gewesen, obwohl sich weiter nichts sagen läßt, weil wir die Größe der Kacheln nicht kennen und auch nicht wissen, ob sie gedrängt aneinander gelagert oder durch Zwischenräume getrennt waren.

Man sagt manchmal, der älteste Kachelofen sei ein Vorderlader gewesen. Das ist durch nichts zu beweisen und wird durch die Überlieferung ganz unwahrscheinlich gemacht. Ein Vorderlader-Kachelofen, der also seine Verbrennungsgase durch das Heizloch ausströmt, wäre als Zimmerofen ganz unbrauchbar

gewesen. Unsere moderne Art zu heizen ist erst dadurch möglich, daß der Ofen einen Rauchabzug in den Schornstein hat. Davon kann aber für alte Zeiten keine Rede sein. Die Idee, den Ofen von der Küche oder vom Flur zu heizen, wurde durch den Backofen, vielleicht auch durch das römische Hypokaustum nahegelegt.

Was besagt das Wort Stube selbst?*)

Man leitet es für gewöhnlich aus einem lateinischen *extūfa (nicht belegt) ab, zu dem auch französisch étuve, „Badestube", gehört. Auch étouffer, „ersticken", muß hieher gehören, setzt aber ein *extuffare voraus. Lateinisch *extufa geht selbst wieder auf griechisch τύφειν, „räuchern", τύφεσθαι. „rauchen", zurück. (τῦφος, ursprünglich wohl „Rauch, Qualm", hat die Bedeutung „Dünkel, Hochmut" angenommen.)

Die Nachkommen des lateinischen *extūfa bedeuten sowohl „Stube" wie auch „Ofen", vergl. italienisch stufa, „Ofen" und „Badstube", magyarisch szoba, „Stube" und (früher auch) „Ofen"; bei den Slaven findet sich izba, ebenfalls für „Stube" und „Ofen". Ursprünglich dürfte *extūfa keine von beiden Bedeutungen gehabt haben, sondern dürfte die Bezeichnung des römischen Hauptheizmittels, des Hypokaustums, gewesen sein. Darnách wurde *extufa für die Bezeichnung des Raumes, der über ihr war, verwendet, wie wir Boden sagen und den Raum über dem „Boden" des oberen Geschosses, d. h. über der Decke, meinen. In anderen Gegenden geschah etwas anderes. Als das Hypokaustum durch den Ofen verdrängt wurde, erhielt dieser den Namen der älteren Einrichtung.

Etwas ähnliches hat sich bei pensilis, pensile zugetragen. Dieses bedeutete den hängenden oder aufgehängten Raum (suspensura), den auf den Säulen des Hypokaustums schwebenden. Daraus wurde nun sowohl die Bezeichnung eines heizbaren Raumes, mittelhochdeutsch pfiesel, niederdeutsch Pesel, französisch poêle, „Stube", wie auch die Bezeichnung eines Ofens: französisch poêle, „Ofen", norwegisch peis, „geschützter Herd".**)

---

*) Vergl. J. F. XVIII, 273 ff.

**) Über die Ausdrücke Pesel, Dönse vergl. O. Lauffer, Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, 1904, 153 ff. Das Wort Dönse bedarf noch der Nachforschung, ebenso wie die damit bezeichnete Sache. — Zu den Bedeutungen von poêle vergl. französisch cheminée, „Kamin", *gegenüber mittel*lateinisch caminata, „heizbares Gemach".

Neben der Wohnstube führt, wie erwähnt, noch ein anderer Ofenraum diesen Namen, die Badstube.*) Schon seit alten Zeiten scheint sie Badeort und Flachsbrechstube gewesen zu sein, also einen doppelten Zweck erfüllt zu haben. Von dem arabischen Juden Ibrahim ibn Jakub erfahren wir, daß die Slaven zu seiner Zeit (zirka 970 n. Chr.) Holzhütten mit einem Ofen hatten, in denen sie sich Dampfbäder bereiteten. Sie nannten diese Häuschen itba, was nur aksl. istъba sein kann, das Lehnwort aus germanisch stuba.**)

Ein der Badestube entsprechendes Häuschen gibt es auch heute noch bei Slaven und Litauern. Russisch ovinъ, kleinrussisch ovyn, litauisch jáuja und pirtìs sind die Namen dafür.

Zum Verständnis des ersten Teils von Badstube muß man bemerken, daß man bei uns sagt Hår bådn, Widn bådn, das heißt „Flachs dörren" (vor dem Brecheln), „Ruten dörren" (um sie dauerhaft und schmiegsam zu machen).

Welche der beiden Stuben hat zuerst den Namen geführt? Die Frage löst sich in nichts auf, wenn auch die Badestube einst eine Hypokaustumstube war.

Das ist aber im höchsten Grade unwahrscheinlich. Mögen auch die vornehmen Romanen eine solche *extufa im ursprünglichen Sinne besessen haben, die volkstümliche germanische Badstube werden wir uns nicht so vorstellen dürfen, sondern so, wie die slavische uns beschrieben wird und wie sie bei uns heute noch besteht, wenn wir von dem besseren Ofen absehen und uns an seiner Stelle einen kleinen steinernen denken.

In den Leges Alamannorum (vergl. Stephani, I, 330 f.) heißt es: „Si quis stubam, ovile, porcaritium, domum alicuius concremaverit . . ." Stephani nennt hier den Sinn von stuba dunkel. Er ist es keineswegs. Man muß übersetzen: „Wenn einer die Badestube, den Schafstall, den Schweinestall, das Wohnhaus anzündet . . .", wie M. G. A., XXIII, 168 ausgeführt ist.

---

*) Vergl. darüber M. A. G. XXIII, 166 ff. und die dort zitierte Literatur.

**) Daß man in den Badstuben einst wirklich badete, hätte v. Andrian (Die Altausseer, 43 f.) nicht bezweifeln sollen. Auch Bünker, M. A. G. XXXII, 255, hat nicht recht, wenn er „Badstube" aus „Bähstube" dial. Baschtuben entstehen lassen will. Es ist gar kein Grund zur Annahme, daß Badstube etwas andres ist, als es auf den ersten Blick erscheint, vorhanden. Vergl. Brechlbåd = „Badstube", Dörrbadl = „Ofen zum Dörren des Obstes".

Daß dieses Wort Stube in Badestube nichts mit *extufa zu tun hat, sondern zu stieben gehört, weil sie der Ort war, wo es wirklich „stob", von Wasserdampf, wenn das Dampfbad bereitet wurde, von Staub, wenn der Flachs gedörrt und gebrechelt wurde, — das will denn doch sehr einleuchtend erscheinen, und so möchte ich auch weiter annehmen, daß in unserem deutschen Stube zwei Wörter zusammengeflossen sind, ein fremdes *extufa und eines, das zu stieben gehörte und germanischen Ursprungs ist.

Wie alt die Bezeichnung Rauchstube ist, läßt sich nicht sagen. Da sie einen Herd mit darangebautem Backofen enthält (vergl. B. H. Ö.-U., Kärnten Nr. 4, aufgen. von J. R. Bünker), so hat sie wohl den Namen „Stube" vom Backofen, gleicht also darin der chambre au poêle des französischen Hauses. Diese Verwendung des Wortes Stube scheint aber so alt zu sein wie Badstube und kann schwerlich mit *extufa zusammenhängen, sondern eine Übertragung von der Badstube auf diesen Backofenraum vorzustellen.

Der Ursprung der Badestube führt uns nach Osten, nicht nach Westen. Herodot, IV, 74, 75, erzählt: „Der Hanf wächst wild und angebaut im Lande der Skythen. Die Thraker weben aus ihm Stoffe, die den linnenen zum Verwechseln ähnlich sehen. Die Skythen aber, die sich niemals mit Wasser waschen, baden und berauschen sich mit dem Dampf des Hanfsamens, der auf glühenden Steinen erhitzt wird." Vergl. Schrader, R. L. 330 f.

Von den Skythen haben die Germanen vor der ersten Lautverschiebung den Ausdruck für Hanf übernommen, der in griechischer Form als κάνναβις vorliegt. Aber gewiß ist die Sache, der Hanf, nicht allein, ohne die anderen, zu seiner Bearbeitung nötigen Kultureinrichtungen übernommen worden, ohne die Badestube. Im Altkirchenslavischen heißt kąpati „baden", kąpělь „Bad". Wenn man sich der Herodotstelle, nach der die Skythen im Wasserdampfe, dem der Dampf von Hanfsamen beigemischt war, badeten, erinnert, wird man es für möglich halten, daß kąpati mit dem Namen des Hanfs zusammenhängt, der in aksl. konoplja vorliegt. Vergl. Zeitschr. für die österr. Gymn., 1903, 388.

Die so frühe Herübernahme des Worts Hanf legt es nahe anzunehmen, daß damals schon die Badestube bei den Germanen bekannt wurde, und das macht wenigstens für dieses Wort

Stube die Herkunft aus stieben mehr als wahrscheinlich. Nach Jahrhunderten später erst kam *extufa als Bezeichnung einer Hypokaustum-, dann einer Ofenstube zu den Germanen und durchkreuzte sich mit dem ersten Worte. Wenn die Betonung von russisch izbá, kroatisch ìzba, uns richtig lenkt, dann hat das germanische Wort, aus dem das altslavische entlehnt war, die Betonung *stubón gehabt, was also nur auf das mit **stieben** zusammenhängende alte germanische Wort paßt. Freilich ist es schwer zu begreifen, wie die Slaven ein Wort für „Badestube" von den Germanen entlehnt haben sollen. Aber es ist doch so, denn der arabische Schriftsteller Ibrahim berichtet gerade von der Badestube, daß sie die Slaven itba, atba genannt hätten. Daß umgekehrt die Germanen die Badstube von den Slaven entlehnt hätten, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil wir keine Lehnwörter für die dazugehörigen Dinge haben. Dampf, Quaste (das Rutenbündel zum Peitschen), Wadel oder Wedel, Bad, auch Seife sind echte deutsche Wörter.

IV. Die Häuser auf oberdeutschem Boden vor der Entstehung des „oberdeutschen" Haustypus.

a) Ergebnisse der Ausgrabungen.

Ein Bild von Hütten geben uns die sogen. Hausurnen (Fig. 91), welche in Italien, Deutschland und Dänemark gefunden worden sind. Sie waren bestimmt, die Reste der Leichenverbrennung aufzunehmen. Man meint, daß sie der Bronzezeit angehören.



Fig. 91. Hausurne, gefunden in Hoym. (Nach Heyne a. a. O. I, S. 24.)

Von den Schweizer Pfahlbauten sei bloß auf eine hingewiesen, weil

uns hier ein zweizelliges Gebäude entgegentritt.*) Der Bau liegt im Steinhauser Ried (nördlich vom Bodensee) und ist rechtwinklig. Im vorderen Raum an der hinteren linken Ecke befand sich ein ca. 1 qm großer Belag von faustgroßen Findlingen, also der Herd. Der hintere Raum scheint Schlafstätte und Arbeitsraum gewesen zu sein. Der vordere Raum ist 2,5 : 4,8 m, der hintere 5,3 : 4,6 m. Der letztere ist also keineswegs ein Nebenraum, sondern der Hauptraum gewesen. Die Hauswände bilden in der Mitte gespaltene und zugespitzte Palissaden, deren Spaltflächen nach innen sehen. Die beiden Räume sind durch eine Wand mit Tür geschieden. Die gespaltenen Rundhölzer der Wände sind mit Lehm verdichtet.

Ein besonderer Glücksfall macht es uns möglich, in der mittleren Neckargegend das Haus in genügender Klarheit von der neolithischen Zeit bis auf die Gegenwart zu verfolgen.**)

Fig. 92 zeigt ein steinzeitliches Wohnhaus. Vergl. Schliz, Großgartach, S. 9.***) Es lag zum Teil unter der Erde. Rechts oben war die gewiß niedere Tür, von der eine Rampe auf den Boden der Hütte herabführte. Zur linken Hand war eine Wand, so daß man erst, wenn man die Stelle, wo die Asche lag, passiert hatte, die Küche betrat und das Feuer in der Herdgrube flackern sah. Vom Herdraum kam man in einen zweiten, etwas höher gelegenen Raum, den Wohn- und Schlafraum, der auf den beiden Seiten erhöhte Lehmbänke hatte, die mit Brettern (und wahrscheinlich Fellen u. dergl.) belegt beim Sitzen und Schlafen verwendet wurden.

Wir haben hier ein zwei-, vielleicht dreizelliges Haus vor uns, bestehend aus (Flur,) Küche und Wohnraum, welch letzterer aber noch unheizbar, also keine Stube war.

Da die eigentliche Grube 1,2 m tief ist, so wird von den Wänden, die gewiß nur Manneshöhe hatten, nicht viel über dem Erdboden sichtbar gewesen sein. Um so mehr machte

---

*) Vergl. E. v. Tröltsch, Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes, 1902, 19.

**) Vergl. die wichtigen Veröffentlichungen von Hofrat A. Schliz, Das steinzeitliche Dorf Großgartach, seine Kultur und die spätere vorgeschichtliche Besiedelung der Gegend, Stuttgart 1901, und desselben Verfassers Arbeit: Der Bau vorgeschichtlicher Wohnanlagen, in den M. A. G., XXXIII, S. 301 ff., welche die vorgenannte Arbeit ergänzt.

***) Vergl. auch R. Forrer, Bauernfarmen der Steinzeit von Achenheim und Stützheim im Elsaß. Straßburg 1903.

sich das Dach, das wir uns wohl hoch und steil, mit Stroh, Binsen oder ähnlichem eingedeckt, vorstellen dürfen, bemerkbar.*) Die Wände bestanden aus zwei Reihen mit Geflecht verbundener

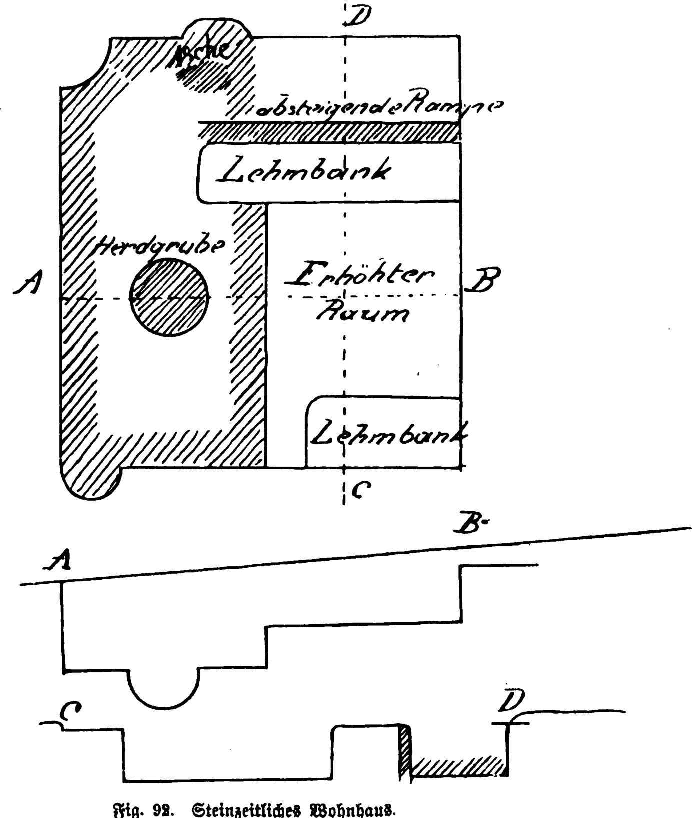


Fig. 92. Steinzeitliches Wohnhaus.

Stangen, deren Zwischenraum mit Lehm ausgefüllt war, so daß das Ganze eine genügende Festigkeit hatte. An der dem Eingange gegenüberliegenden Seite waren in den Ecken Verstärkungspfeiler angebracht.

*) Wohngrubenhütten stellen verschiedene Graburnen dar, welche die Tür in auffallender Höhe zeigen; Stephani I, S. 14 ff.

In der Bronze- und Hallstattzeit haben wir auf unserem Gebiete zweierlei Ansiedelungen zu unterscheiden, solche auf den Bergen („Trichter, Ringwälle, Podien") und solche im Tale. Zu eigentlichen Wohnzwecken dienten von den Erdanlagen auf der Höhe wohl nur die Podien, elliptische oder hufeisenförmige Einbuchtungen von 20—40 m Durchmesser, inmitten der Hochäckergebiete und in unmittelbarer Nähe der Grabhügel liegend. Besonders klar sind diese Plattformen im Taunus und Spessart. Von den Wohnungen, welche sie trugen, sind nur die Herdstellen und Pfostenlöcher übrig geblieben.

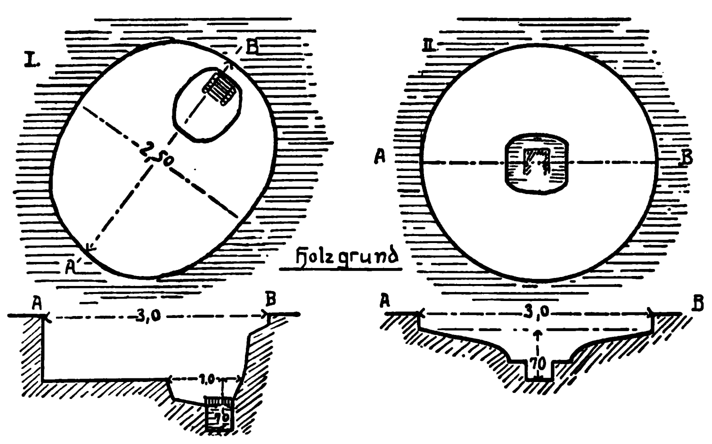


Fig. 93. Bronzezeitliche Hütte.

In Gesellschaft der Ringwälle und Podien finden sich weiter mächtige Trichtergruben. Charakteristisch für die Ringwälle, Podien und Trichtergruben ist die große Armut an Wohnüberresten. Diese Berganlagen scheinen nur in Kriegszeiten als Zufluchtsstätten für Mensch und Vieh in Verwendung gestanden zu sein.

Die friedlichen Wohnanlagen längs der Straßenzüge haben reichliche Reste, Spuren dauernder Bewohnung, bewahrt. Der Grundriß des Hauses ist fast durchaus rund (Fig. 93), nur in einem Falle länglich viereckig. In der Mitte der 70—80 cm tiefen Wohnmulde ist der Herd, eine Feuergrube mit Wänden *von flachen Tonplatten.* In der Mitte eines solchen Herdes

fand sich das Stück eines Feuerbocks, wie sie von Lengyel her bekannt sind.*)

Neben diesen Hütten, die weit hinter den Wohnanlagen

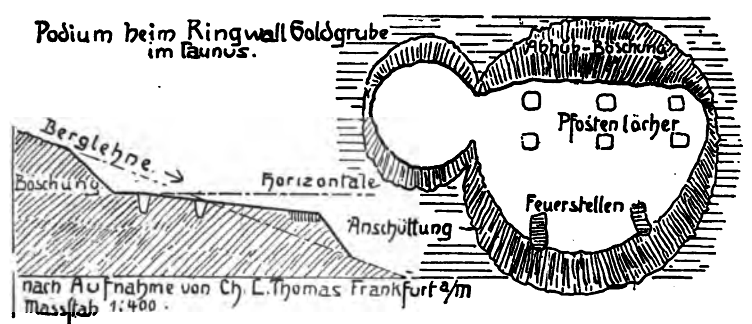


Fig. 94. „Podium".

der neolithischen Zeit zurückstehen, finden sich noch Erdwohnungen in Bienenkorbform (vergl. Fig. 94). Der flache Boden der Grube enthielt die Herdstätte und reiche Kulturüberreste.

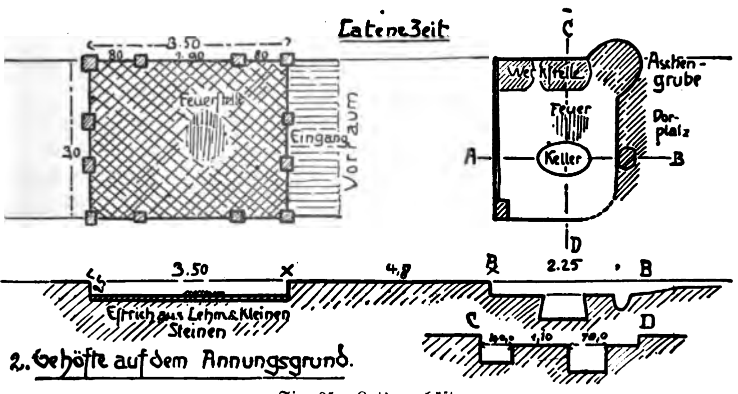


Fig. 95. Latènegehöft.

überreste. Vielleicht haben wir uns die tiefe Grube als Winterwohnung, die flache als Boden der Sommerwohnung vorzustellen.

*) M. Hoernes Urgeschichte der bild. Kunst. Taf. XVI, Fig. 1; vergl. auch J. F. XVI, S. 138.

In der keltischen Latènezeit ändert sich vieles. Das Gelände trägt in so gleichmäßigen Abständen Hofanlagen, daß das Land regelrecht aufgeteilt und die Äcker arrondiert gewesen zu sein scheinen. Es herrscht also der Einzelhof. Die Wände bestehen aus Fachwerk mit schweren Pfosten, das in solider Weise ausgeriegelt war. Vergl. Fig. 95. Der Wohnraum hat einen Estrichboden aus Lehm mit kleingeschlagenen Steinchen. Auf diesem liegt die Feuerstelle, die einen Feuerbock voraussetzt. Vor dem Wohnhause scheint ein Vordach (Laube?) gewesen zu sein. Das Gebäude daneben war wohl eine Werkstätte, wie eine Anzahl Gußtiegel wahrscheinlich macht.

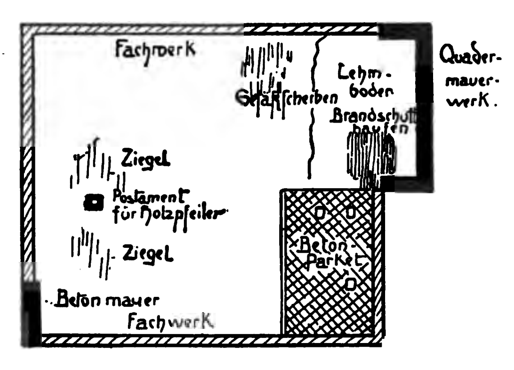


Fig. 96. Römischer Bauernhof.

Eine Rundhütte derselben Zeit*) zeigt eine breite, rings an der Wand laufende Lehmbank, Herdstelle in der Mitte und als Schlafraum einen besonderen, durch eine Tür zugänglichen Anbau.

Die Fig. 96 stellt einen römischen Bauernhof dar. Die Vorderfront (rechts) zeigt die Überreste des Wohnhauses, und zwar der Stube dort, wo das Betonparket ist. Diese Stube stand auf Ziegelpfeilern, hatte also ein Hypokaustum, das vom Nebenraum geheizt wurde.

Dieser Nebenraum, dessen Wände teilweise (wegen der Feuersgefahr) gemauert sind, gibt sich ohne weiteres als Küche zu erkennen. An der Grenze der Stube war der Herd und

*) Vergl. Schliz, M. A. G., XXXIII, S. 314.

das für die Stubenheizung bestimmte praefurnium, von dem nur mehr ein großer Haufen gebrannter Lehmbrocken vorlag.

In der Mitte dieses Gehöfts scheint ein Hof gewesen zu sein, dem Wohnhause gegenüber von einer Scheune begrenzt.

In dem zweizelligen, aus Küche und Hypokaustumstube bestehenden Wohnhause erkennen wir ohne Schwierigkeit die letzte Vorstufe vor dem echten oberdeutschen Küchen-Ofenstubenhaus.

b) Nachrichten von dem Hause der Germanen.

Nach den Berichten von Cäsar, Plutarch, Strabo u. a. ist es sicher, daß germanische Stämme zu Zeiten auf Wagen wohnten. Namentlich auf den Kriegsfahrten spielten diese eine große Rolle. Wir werden diese Wohnwagen uns so vorzustellen haben, wie die skythischen waren, die wir im Abbilde als Kinderspielzeug aus Ton noch erhalten haben.*) Eine Art dieser Wagen mit hohem rundem, allseits geschlossenem Korbe, in dem eine Öffnung als Tür vorhanden ist, findet sich heute noch in den Donauländern, und die Zigeuner ziehen damit herum wie vor Jahrhunderten. Aber die Technik der alten Wagen müssen wir uns viel primitiver denken, vor allem müssen wir uns das Eisen wegdenken. Solche ganz ohne Verwendung von Eisen hergestellte Wagen gibt es noch in Bosnien.**)

Von diesen Wohnwagen sind wohl zu unterscheiden die beweglichen Häuser. Sie kommen noch heute in der Herzegovina vor. Die Beweglichkeit ist aber nicht etwa ein Zeichen des mangelnden Ackerbaus, sondern das Haus ist vielmehr beweglich im Dienste des Ackerbaus, indem es im Sommer zu den Feldern gefahren wird. Das Charakteristische dieser Häuser sind schlittenkufenartige Schwellbalken, auf denen sie mit Hilfe von etwa 5 Paar Ochsen gezogen werden. (Vergl. Fig. 97.) Auf solchen Schlitten haben auch die alten Ägypter nach Ausweis ihrer bildlichen Darstellungen ihre Riesenmonumente an den Bestimmungsort gebracht.

Es bleibt aber sehr fraglich, ob sich eine Erinnerung an diese Beweglichkeit des Hauses darin ausspricht, daß nach

---

*) P. v. Bienkowski, Wiener Studien, 24. Jahrgang, 1902, S. 394.

**) Ich habe sie abgebildet S. B. A. W., Bd. 144, VI, S. 63 f.



Fig. 97. Ein fahrbares Schlittenkufenhaus auf der Wanderung.

altem deutschem Rechte das Haus zur „fahrenden Habe" gezählt wird.

In Kleinasien ist eine Anzahl von eigenartigen, steinernen Grabdenkmälern erhalten, welche aus Holz konstruierte Häuser mit Schwellen in schlittenkufenartiger Gestalt nachahmen. Es ist naheliegend zu vermuten, daß bei diesen Denkmälern an bewegliche Häuser gedacht ist, d. h. daß der stabile Steinbau traditionell die Form des alten beweglichen Holzbaus nachahmte, auch in Einzelheiten, die bei der Seßhaftigkeit und dem neuen Material keinen Sinn mehr hatten.*)

In der heutigen deutschen Sprache hat sich bis jetzt keine Spur vom alten Wohnwagen oder beweglichen Hause gefunden. Aber die slavischen Sprachen zeigen etwas Derartiges. Sie haben ein sehr altes Wort, věža, das heute „Hütte, Zelt, Vorhaus" bedeutet. Wegen der letzteren Bedeutung vergl. unser „Haus" im Sinne von „Vorhaus, Flur". Es ist zweifellos, daß věža einst die Bezeichnung einer einfachen Hütte mit Herdstelle war. Das Wort ist von derselben Wurzel wie die deutschen Wörter bewegen und Wagen. Es muß also einmal den Wohnwagen oder — was wahrscheinlicher ist — das bewegliche Haus bedeutet haben.

Es wäre denkbar, daß die Nachrichten von den germanischen Wohnwagen die römischen Schriftsteller veranlaßt haben, von der Seßhaftigkeit der Germanen und namentlich ihrem Ackerbau allzu gering zu denken. Die Sprache selbst gibt uns Gründe an die Hand, vom Ackerbau der Germanen eine bessere Meinung zu haben. Das Wort Pflug ist ein echt germanisches und gehört zu „pflegen", dessen ursprüng-

*) Verfasser, J. F., XVIII, S. 207.

licher Sinn „ackern" war. Das von Plinius überlieferte Wort plaumoratus hat sich ebenfalls als ein germanisches Wort entpuppt, dessen Sinn „Pflugwagen", den Pflug mit Rädern meinend, bedeutet.*) Nach diesen unzweideutigen Auskünften der Sprache**) dürfen wir sagen, daß wir die Deutschen im Beginne des geschichtlichen Lichts im Besitze eines Räderpflugs finden, d. h. eines so entwickelten Ackergeräts, wie es viele Völker Europas heute noch nicht haben!

Es ist möglich, daß sich der Widerspruch zwischen den Angaben der antiken Schriftsteller und dem, was die Sprache unzweideutig berichtet, lösen wird: Germanien war groß, und es müssen sich durchaus nicht alle germanischen Stämme auf derselben Stufe des Ackerbaus befunden haben.

Cäsar berichtet (B. G. VI, 22), daß bei den Germanen niemand einen eigenen Grundbesitz hatte, sondern daß dieser jährlich den Stämmen und Verwandschaften von der Obrigkeit zugewiesen worden sei. Es sollte dadurch verhindert werden, daß die Lust am Kriege durch die Lust am Feldbau verdrängt werde und daß durch Einrichtungen gegen Kälte und Hitze die Häuser allzu bequem gemacht würden (ne accuratius ad frigora atque aestus vitandos aedificent). Nach diesen Worten hätten die Germanen wohl gewußt, wie eine wohnliche Behausung mit Heizung u. dergl. herzustellen sei, hätten es aber mit Rücksicht auf die Zukunft des Volks unterlassen, so zu bauen.

Das wichtigste literarische Denkmal über Haus und Hof der Germanen ist die Germania des Tacitus (geb. 53 n. Chr.), Kap. XVI. Tacitus erklärt es für allbekannt, daß die Germanen keine Städte, ja nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze haben. Sie legen, so schreibt er, ihre Häuser zerstreut an, wo ihnen die Örtlichkeit behagt. Die Dörfer sind nicht so, daß die Häuser aneinanderstoßen. Sie kennen nicht den Gebrauch der Steine und Ziegel. Sie verwenden nur grobe Baumstämme zum Bau ohne Rücksicht auf Schönheit. Dann lesen wir: quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura ac splendente, ut picturam ac liniamenta colorum imitetur. („Einzelne Stellen überstreichen sie recht sorgfältig mit so reiner

*) Verfasser, J. F., XVII, S. 109.

**) Vergl. auch Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, 1905, S. 506 ff.

und glänzender Erde, daß es der Malerei und Farbenzeichnung nahekommt" übersetzt Baumstark.) Diese Stelle trotzt allen Erklärungsversuchen, und auch das Studium des volkstümlichen Hauses hat nichts gelehrt, was diesem Wortlaute völlig entsprechen würde. Umsoweniger ist sie geeignet, zu weitergehenden Schlüssen verwendet zu werden. Tacitus erzählt dann weiter, daß die Germanen auch unterirdische Höhlen auszugraben pflegen und sie oben mit Mist, Dünger (fimo) bedecken. Das sei die Zufluchtsstätte für den Winter, denn die Strenge der Kälte werde durch eine solche Anlage gemildert. Es sei aber auch eine Aufbewahrungsstätte für die Früchte, und ein Versteck vor dem Feinde in Kriegszeiten.

Ein klares Bild vom altgermanischen Hause ist durch die Beschreibung des Tacitus nicht zu gewinnen. Vor allem ist nicht zu sehen, ob wir es mit einem Blockhause oder einem Fachwerkshause zu tun haben. Der Ausdruck materia ad omnia utuntur informi („sie verwenden zu allem ungestaltes, unbearbeitetes Bauholz") paßt allerdings gewiß besser auf den Blockbau als den Fachwerksbau, und Blockbauten mit der in Fig. 63 dargestellten Art der Verzinkung der Bäume haben sich auch aus vorrömischer Zeit auf dem Hallstätter Salzberge erhalten, ein Beweis, daß der Blockbau in Mitteleuropa alt ist. Ein Eckstück einer solchen Hütte ist im Wiener k. k. Naturhistorischen Museum zu sehen. Wenn man aber bei Tacitus weiter von Verzierungen der Wände terra pura ac splendente („mit einer reinen und glänzenden Erdart") liest, dann wird die Annahme des Blockbaus, der keine glatten Wände hat, wieder zweifelhaft. Oder ist die Stelle so zu verstehen, daß man zwischen die Balken, um die Ritzen zu verstopfen, eine helle Erdart hineinstrich, so daß zwischen dem braunen Holzton der Balkenrücken die hellen Streifen des Verdichtungsmittels sichtbar wurden? Solches findet sich ja heute oft genug und macht einen Eindruck, den man vielleicht mit Tacitus' etwas zu lebhaften Worten beschreiben könnte. Doch wird bei uns das Dichtungsmittel mit Kalk bestrichen, der blendend weiß aussieht. Kalk stand aber den Taciteischen Germanen schwerlich zur Verfügung, wenn auch das Wort Kalk schon sehr früh von den Römern entlehnt worden ist. An ein bewußtes Verschönerungsstreben ist jedenfalls nicht zu denken, und die Worte des Textes verlangen das ja auch gar nicht. Ein bloßes Dichtungsmittel

würde der Stelle bei Tacitus auch deshalb noch am besten entsprechen, weil aus seinen Worten hervorgeht, daß der farbige Eindruck (picturam ac liniamenta colorum) nur durch den Gegensatz der terra pura ac splendente und des zum Bau verwendeten Materials, des Holzes, entstand. Das dem atmosphärischen Einflusse ausgesetzte Holz wird im Laufe der Zeit dunkelbraun und sammetartig glänzend.

Von den unterirdischen Räumen war schon oben die Rede (S. 41). Nach Tacitus dient ein und derselbe Raum zur Zuflucht im Winter und als Aufbewahrungsstätte für die Feldfrüchte. Hier scheint ein Mißverständnis vorzuliegen, denn beiden Zwecken kann ein und derselbe Raum schwerlich dienen. Noch jetzt heißt in Nürnberg und Augsburg eine kellerartige Weberwerkstätte tung, dung. Vielleicht hat Tacitus die Nachrichten von zwei verschiedenen Dingen vermengt, von einem nur teilweise unter der Erde liegenden Wohngrubenhause, dessen Dach mit Mist bedeckt wurde, um das Innere warm zu halten und die zur häuslichen Arbeit im Winter nötige Temperatur zu erzielen — während das Licht durch die Tür einfiel oder von einem Herdfeuer ausging —, und von wirklichen Gruben, welche mit Feldfrüchten angefüllt und zugedeckt auch als Versteck gut zu gebrauchen waren.

Auch Plinius (Hist. nat., XIX, 2) berichtet, daß man in Deutschland die Arbeit des Webens in tief in die Erde gegrabenen Räumen verrichtet hätte.

Das germanische Wort tunc, dung ist im französischen donjon (dongeon), einen Turm bedeutend, enthalten. Das altnord. dyngja, „Frauengemach", erlaubt ein german. *dungjōn — anzusetzen, woraus donjon entstanden sein kann. Der untere Teil des donjon war teilweise unter der Erde, wie der dung, und diente als Gefängnis oder als Schatzkammer. Die Veränderung der Sache hat die Veränderung der Bedeutung des Wortes veranlaßt.*)

Im nächsten Kapitel erzählt Tacitus, daß die Germanen einen Mantel tragen, und nur mit diesem bekleidet ganze Tage am Herdfeuer zubringen. Nach dem, was früher und noch heute Brauch ist, werden wir wohl annehmen, daß sie dieses

*) A. Schultz, H. L., I[2], S. 42; A. Pogatscher Zeitschr. f. d. romanische Philologie XII, S. 557.

Kleidungsstück auch des nachts nicht ablegten, sondern in
schliefen, so wie sie mit ihm am Feuer saßen und auch ausgin
In einem späteren Kapitel (XXII) berichtet Tacitus,
die Germanen unmittelbar nach dem Schlafe, den sie meist



Fig. 98. Szene VII von der Markussäule. (Nach Petersen.)

in den Tag ausdehnen, baden, meistens warm, und daß
dann essen: separatae singulis sedes et sua cuique me
An ein wirkliches warmes Wannenbad kann natürlich
gedacht werden, denn es fehlte an einem entsprechenden
gefäße und auch am Raume in der engen Hütte.*) Es

*) K. Weinhold, Die deutschen Frauen. 3. Aufl II, S. 1

wohl mit einem warmen Waschen sein Bewenden gehabt haben, wie der Muhamedaner sich in seiner banica in der Stube (s. u.) auch nur wäscht, trotzdem banica „Bad", „kleines Bad" heißt. Die Fortsetzung der Stelle hat man nicht so zu verstehen, daß jeder seinen eigenen Stuhl und Tisch hatte, sondern daß jeder seinen eigenen Sitz hatte, d. h. sich hinsetzte, wo er Platz fand und sein Speisebrett mitnahm, auf dem ihm sein Teil zugemessen oder dargeboten war. Die Sprache bestätigt diese Annahme, denn wie lateinisch mensa „Tisch" zu metior „messen, zumessen" gehört, so gotisch biuþs „Tisch" zu bieten.

Von den Kriegen Marc Aurels gegen die Markomannen 167—180 berichten die Reliefs auf der Markus-Säule auf der Piazza Colonna zu Rom. Die Reliefs enthalten auch mehrfache Darstellungen der markomannischen Hütten (vergl. Fig. 98). Sie haben entweder runden oder viereckigen Grundriß. Die Wände sind aus senkrecht stehenden Bestandteilen — dünne Stämme oder Rohr? — zusammengesetzt mit oder ohne Unterbau. Um alle Hütten, teilweise auch um die Dächer sind Seile, vielleicht aus Stroh, herumgewunden. Die Türöffnungen sind verhältnismäßig hoch, die Türen selbst in derselben Technik wie die Wände hergestellt. Fenster sind nicht vorhanden, in einigen Fällen könnte man eine Rauchöffnung an der Spitze des Daches, die also auch als Oberlicht gedient hätte, angedeutet finden. Die Dächer sind dem Grundrisse entsprechend Satteldächer oder Kuppeln. Die Herstellungsart der letzteren ist auf einem im Louvre befindlichen Marmorrelief deutlich charakterisiert; es wurden biegsame Zweige nach oben zusammengewölbt und befestigt. Diese Kuppelart schwebt auch bei einigen Votivblättchen der Triviae aus Carnuntum vor.*)

V. Der Plan von St. Gallen.

Der Plan von St. Gallen**), von einem Unbekannten dem Abte Gozbert (816—837) gewidmet, ist die wichtigste Quelle für die Kenntnis karolingischer Klosteranlagen und für die Hauskunde der karolingischen Zeit überhaupt.

*) Verfasser, M. A. G., XXIV, S. 93. Fig. 285, 286.

**) Vergl. Ferd. Keller, Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahre 820. Zürich, 1844. — Stephani, II, S. 20 ff. — Verfasser M. A. G. XXIII, S. 173.

Aber nicht die großen Bauten dieses Planes sind es, die uns hier interessieren, sondern die kleineren, in denen wir das Mitwirken von lokalen volkstümlichen Traditionen erkennen können. Und diese bestehen gewiß, wie ich jetzt, meine frühere Meinung etwas modifizierend, annehme.

Fig. 99 gibt den Plan des Gärtnerhauses. Vergl. Stephani II, S. 51. Der Raum *a* hat die Inschrift ipsa domus.

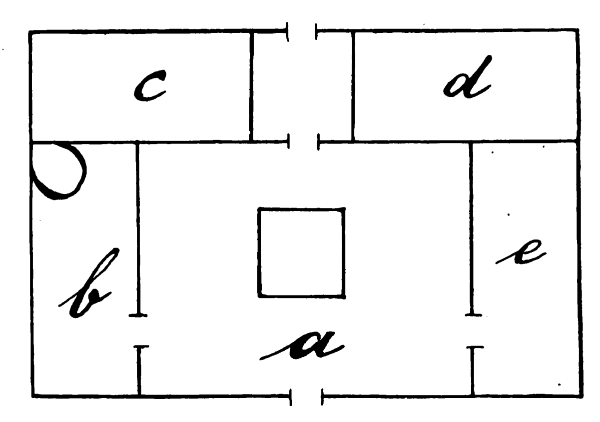


Fig. 99. Haus des Gärtners auf dem Plan von St. Gallen.

Er zeigt in der Mitte den Herd, und die Inschrift ist nur verständlich, wenn schon im 9. Jahrh., wie ja von vornherein nicht unwahrscheinlich, der Herdraum hūs genannt wurde, wie er selbst heute noch oder der von ihm abgetrennte Flur s'Haus heißt*), wie bei Franzosen der Herdraum la maison, bei den Serbokroaten kuća genannt wird, wie er im Kanton Tessin la ca heißt. Die Aufschrift ipsa domus besagt also „das Haus selbst", das eigentliche Haus, das „Haus" im engeren Sinne, zum Unterschiede vom ganzen Haus.

Der Ausdruck ipsa domus findet sich noch einmal beim Hause der Schafhirten (Keller, S. 33) und wiederum als Bezeichnung des Herdraums. Es ist wohl nicht ohne Bedeutung, daß sich die Bezeichnung gerade bei den armseligen Bauten

*) Dasselbe gilt von Eren, Fletze, die heute vielfach den Flur bedeuten, deren ursprünglicher Sinn sich aber auf das ganze Haus bezog. Auch im Litauischen bedeutet bùtas sowohl „Haus" als „Hausflur".

des Gärtners und der Hirten findet, bei denen am ehesten die bauliche Ortstradition befolgt wurde.

Der Raum *b* enthält die Inschrift mansio hortolani „Behausung des Gärtners". Hier ist also die Schlafkammer des Gärtners. In der Ecke hat sie eine Feuerstätte, vielleicht einen Kachelofen, wahrscheinlich sogar. Diese Feuerstätte ist, wie alle Öfen des Planes, in einer Ecke und kann nach dem Grundriß nichts anderes als ein Ofen sein. Daß er vom Gemache selbst aus geheizt wurde, ist ganz unwahrscheinlich, weil ein Rauchfang schwerlich vorhanden war. Es bleibt nur übrig anzunehmen, daß er von außen geheizt wurde, wie heute noch oft genug die Öfen der Badestuben geheizt werden.*) Der Raum zeigt außer dem Ofen kein Geräte, weder Bank noch Bett noch Tisch.

Die zwei Zellen dieses Baues, Küche und Stube enthaltend, zeigen uns die Bestandteile eines damaligen einfachsten oberdeutschen Hauses.

Die übrigen Räume sind Zutaten. *c d* hat die Inschrift cubilia famulorum, „Schlafkammern der Gehilfen", *e* hic ferramenta reservantur et seminaria holerum „hier werden die Eisengeräte verwahrt und die Samen der Gemüsepflanzen".

Ähnliches erzählt auch der Plan des Ärztehauses Fig. 100, Stephani II, S. 46. *a* ist domus medicorum, „das Haus der Ärzte", ihr Herdraum, *b* mansio medici ipsius, „Behausung des Arztes selbst", der Schlafraum mit dem Ofen, *c* cubiculum valde infirmorum, „Zimmer der Schwerkranken", mit Ofen, *d* armarium pigmentorum, die Apotheke.

Zur Bezeichnung domus medicorum ist zu bemerken, daß domus sich noch in folgenden Fällen findet: domus et officina, „Haus und Arbeitsstätte", im Handwerkerhause (Keller, S. 30) bei einem zentralen Raume, der so angeordnet ist, wie es sonst die Herdräume sind, bei dem aber auch sicher ist, daß das Viereck in der Mitte einen Herd und nicht bloß die Laterne des Daches andeutet. Auf dem Grundrisse der äußeren Schule (Keller, S. 25) steht in den beiden zentralen Räumen domus communis scolae idem vacationis, „Haus der gemeinschaftlichen Schule und der Erholung". Hier sind die beiden Vierecke in der Mitte ausdrücklich als testudines, als Dachlaternen, bezeichnet, unter

*) Verfasser, M. A. G. XXIII, S. 162.

denen aber doch Herde bestanden haben können. Gar nichts ist im domus tunnariorum (Küferwerkstätte) und tornariorum (Drechslerwerkstätte) eingetragen. Im Spital der Brüder (Keller, S. 29) wird ein Ofenraum domus magistri eorum, „Wohnzimmer ihres Direktors“, genannt, während auf der anderen Seite der kleinen Kirche der entsprechende symmetrische Ofenraum der Schule der „Oblati“ mansio magistri genannt wird.*)

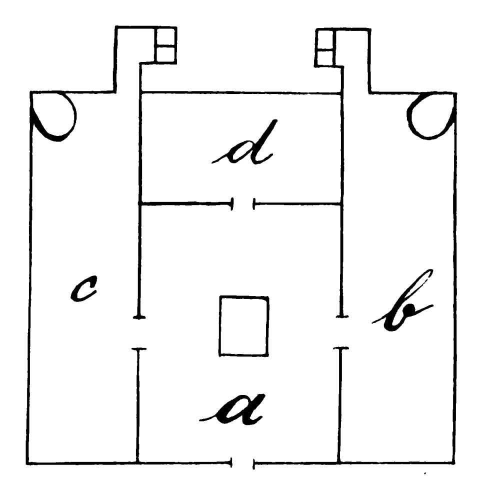


Fig. 100. Haus der Ärzte. Plan von St. Gallen.

Daneben liegt ein anderer Ofenraum, infirmorum domus „Zimmer der Kranken“, geheißen. Der diesem Raum entsprechende symmetrische auf der anderen Seite hat die Inschrift locus valde infirmorum, „Ort der Schwerkranken“. Daraus ergibt sich, daß domus auf unserem Plane auch identisch mit locus gebraucht wird, d. h. allgemein „Gemach, Raum“ bedeutet haben kann. Und so könnte auch domus medicorum zu fassen sein, wie die mit einer Küche zusammengebaute Badstube der Oblati balnearum domus, „Haus, Ort der Bäder“, genannt wird.

---

*) In der Zeichnung des „Krankenhauses und der Novizenschule“ bei Stephani II, S. 49, Fig. 17 sind in den entsprechenden Räumen kleine runde Öfen verzeichnet, was vollkommen falsch ist. Die Öfen *haben hier genau* dieselbe Gestalt wie überall.

Auch „das Haus der vornehmen Fremden" gehört hieher. Stephani, II, S. 32. Der Raum *a* ist domus hospitum ad prandendum, „Speisesaal der Gäste". In der Mitte ist der locus foci. Tische (mensae) und Bänke stehen in den Ecken.

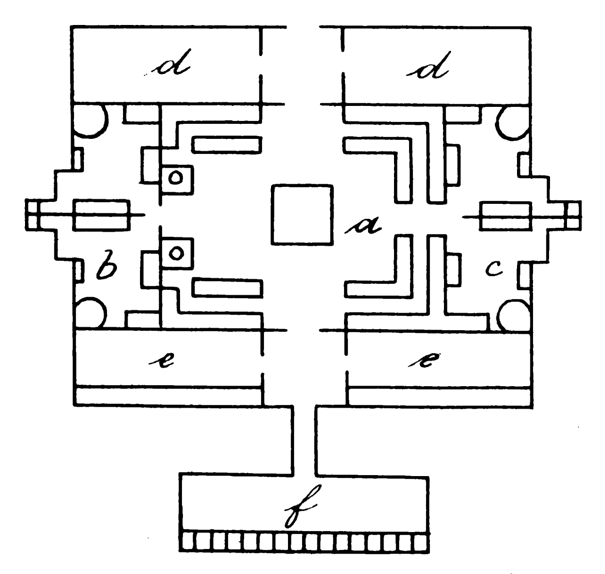


Fig. 101. Haus der vornehmen Fremden auf dem Plan von St. Gallen.

Die Räume *b* und *c* (Fig. 101) sind caminatae cum lectis, „heizbare Räume mit Betten". Es sind eigentlich vier Räume, je zwei durch eine Wand getrennt, zu deren Seiten Betten stehen (was Stephani, II, S. 33 ganz verkannt hat). Aus allen vier Kammern kommt man zu einem exitus necessarius (Abort). Den vier Kammern entsprechen die vier Öfen. *dd* sind cubilia servitorum, „Schlafstellen der Diener", *ee* stabula caballorum, „Pferdestall", *f* exitus necessarius, „Abort", mit achtzehn Stellen.

Die Öfen werden wohl wieder von der Außenseite der Hauswände geheizt worden sein, weil ein Heizen vom Stalle aus anzunehmen unmöglich ist.

Auch dieses Gebäude kann für die Ausgestaltung eines oberdeutschen Hauses, eines Küchen-Stubenhauses, gelten. Es

sind neue Räume hinzugekommen, so die cubilia servitorum, in denen gar kein Hausrat eingetragen ist, was auch ziemlich richtig sein wird, denn die Diener dürften wohl auf dem Boden geschlafen und auch keine Tische gehabt haben.

Aber ein Raum hat in diesem Hause der vornehmen Fremden schon seine Rolle sehr verändert, der Herdraum. Nicht hier wird gekocht, sondern in der culina hospitum, „Küche der Fremden", die in einem unmittelbar angrenzenden Nebengebäude untergebracht ist.

Der Raum *a* enthält noch zwei beachtenswerte Möbel. Beim Ausgange rechts sind zu beiden Seiten kleine Rechtecke mit Kreisen verzeichnet, die als toregmata erklärt werden. Es sind Holzschränke mit Waschbecken und Handtüchern. Ob in den Schlafräumen alle Rechtecke als Betten oder teilweise auch als Truhen oder Bänke aufzufassen sind, ist nicht zu sagen.

Tische und Bänke in den Ecken sind oberdeutschem Brauche nicht entgegengesetzt. Allerdings würden wir statt der rechtwinklig gebogenen Tische, die an das byzantinische „Sigma" erinnern, viereckige und an deren freien Seiten bewegliche Bänke erwarten. Die Form der Tische und das Fehlen der beweglichen Bänke scheint sich aus dem leichteren Servieren zu erklären. Auch die hufeisenförmige Tafel des Abts ist inwendig frei von Sitzplätzen. Außen stehen hier zwei lange bewegliche Bänke, scamnum bezeichnet, während die Bänke neben dem unteren Tische sedilia heißen.

Man vergleiche mit diesem Hause der vornehmen Fremden das Gasthaus für arme Reisende und Pilger. Die Grundrißlinien sind sehr ähnlich, aber die Ausstattung ist sehr verschieden. Im mittleren Raum (domus peregrinorum et pauperum, „Raum der Pilger und der Armen") ist kein Herd angegeben, das Viereck wird als testudo erklärt, womit aber noch nicht gesagt ist, daß ein Herd unter der Dachlaterne gefehlt hat. Eine Bank läuft an allen Wänden herum. Kein Tisch, kein Waschkasten. Die beiden Schlafräume (dormitorium) haben keine Öfen, keine Betten, keine Bänke. Die Pilger aßen auf den Bänken ohne Tische und schliefen auf den Dielen.

Auf dem Plane von St. Gallen kommen dreierlei Feuerstätten in den Wohnräumen vor.

1) Offene Herde. Zweimal findet sich für einen Raum mit Herd der Ausdruck ipsa domus („das Haus selbst").

2) Öfen. Sie stehen immer in der Ecke. Man kann nicht daran zweifeln, daß es sich wirklich um Öfen und nicht um Kamine handelt, denn zu Kaminen stimmen die Grundrisse absolut nicht. Im Aderlaßhause sind in den Ecken vier dieser Feuerstätten eingezeichnet. Es ist ausgeschlossen, daß damit Kamine gemeint sind.

Die Ofenräume heißen meist mansio (m. capitis scolae, „Behausung des Schulvorstehers", sein Schlafzimmer, Keller, S. 25, m. abbatis, „Behausung des Abtes", sein Wohnraum, S. 25, m. medici ipsius, „Behausung des Arztes selbst", sein Wohnraum, S. 28, m. magistri eorum, „Behausung ihres Vorstehers", S. 29, m. hortolani, „Behausung des Gärtners", S. 32). Aber das Wort findet sich auch in allgemeiner Bedeutung, vergl. servientium mansiones, „Behausungen, Schlafstätten der Diener", mansio pullorum custodis, „Behausung des Wärters der Hühner" usw.. diese sind ohne Ofen.

Französisch maison, „Küche", „Kaminraum", kann nicht beweisen, daß die mansiones unseres Planes Kamine und nicht Öfen hatten.

Im Hause der vornehmen Fremden bedeutet caminatae Schlafräume mit Öfen. Damit stimmt überein, daß die

3) Hypokausten auf unserem Plane mittelst eines caminus geheizt werden, der auch fornax genannt wird, also gewiß ein Ofen ist*), was durch seine Form allein schon bewiesen wird.

Wir haben drei solcher camini. Der größte erwärmt das Hypokaustum, welches hier calefactoria domus, Wärmhaus, genannt wird, über dem das dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, liegt. Die beiden anderen sind bei dem Hypokaustum unterhalb der Aufenthaltsräume in der Schule der Oblati und im Krankenhaus: Diese drei von Hypokausten erwärmten Räume führen den Namen pisalis, was ganz zur Etymologie des Wortes stimmt.

---

*) In dem Wandelgange vor dem Wohnhause der Brüder ist eingeschrieben: porticus ante domum stet haec fornace calentem „Diese Halle stehe vor dem durch einen Ofen erwärmten Hause". In der Küche der Brüder steht aber über dem Herde fornax super arcus, „Herd über Bögen". Im allgemeinen wird man den hexametrischen Überschriften weniger trauen dürfen als den unmetrischen, welche die Wörter richtiger verwenden konnten. Wie kommt aber dem Herde die Bezeichnung fornax zu?

Besonders klar erkennen wir die Hypokaustumanlage bei der pisalis, der Stube der Brüder, welche als dormitorium, als Schlafsaal, dient. Der caminus ist das praefurnium (Ofen) und liegt außerhalb der Hypokausis, was ganz nach römischem Gebrauch ist. Die vom praefurnium erhitzte Luft streicht unter dem Boden der pisalis hin und verläßt den Bau durch eine Röhre, die in einen etwas abseits stehenden Rauchfang (evaporatio fumi) mündet. Der ebenfalls freistehende Rauchfang des Hypokaustums der Pisalis der Novizenschule hat die Inschrift exitus fumi (Abzug des Rauches). Daß der Rauchabzug frei neben dem Hause steht, ist eine Abweichung und Weiterentwicklung der römischen Bauart, die den heißen Luftstrom in Röhren (vergl. Fig. 90) in den Mauern selbst hinaufführte, und wird aus Rücksichten auf die Feuergefährlichkeit dieser Anlage zu erklären sein.

Andere oberdeutsche Traditionen liegen vielleicht in folgendem vor:

Der locus ad torrendas annonas, die „Fruchtdarre", zeigt ein Häuschen mit großem Ofen und Flechtwerk zum Drauflegen der zu dörrenden Früchte. Ein solches Häuschen nennen wir „Dürrbadl". Vergl. v. Andrian, Die Altausseer, S. 43.

Im necessarium, Abort, des Schlafsaals der Brüder ist in der Ecke ein Quadrat mit kleinem Kreise in der Mitte verzeichnet mit der Inschrift lucerna. Vielleicht ist eine Wandnische mit Lampe gemeint, über der ein enger Rauchfang den Qualm ins Freie führt. Das oberdeutsche Haus hat dementsprechend in der Wand oft einen kleinen Herd, auf dem Kienspäne zur Beleuchtung der Stube brennen.

Für Badegelegenheit ist auf dem Plan reichlich vorgesorgt. Ein Hypokaustum ist dabei nirgends verwendet, sondern Herde und in einem Falle — in der Badestube der Brüder — ein großer Ofen, der den Ort der Schwitzstube andeutet und dieselbe Gestalt hat wie der caminus des Hypokaustums des Wohnhauses der Brüder. Im Aderlaßhause sind vier große Öfen von der gewöhnlichen Form eingezeichnet.

Fenster sind in dem Plane nur selten angegeben. Die Hauptlichtquelle dürfte in vielen der Gebäude die testudo des Herdraums gewesen sein, eine Art natürlich nicht verglaster „Laterne", bei der auch der Rauch des senkrecht darunterstehenden *Herdes abzog*. Sonst werden in den Holzbauten des Planes

wohl unregelmäßig angebrachte Lichtlöcher anzunehmen sein, wirkliche Fenster aber in den Steinbauten des eigentlichen Klosters und des Abtshauses.

Anhang.

Karls des Großen Landgüterordnung.

Der Zeit nach dem Plane von St. Gallen nahestehend, etwa dem Jahre 812 entstammend, ist das berühmte Capitulare de villis Karls des Großen, eine Instruktion für die Krongüter des Kaisers. Hier seien die wichtigsten Bestimmungen herausgehoben.

Cap. 27. Casae nostrae indesinenter foca et wactas habeant, ita ut salvae sint. Es wird befohlen, immer Feuer und Wachen aus Gründen der Sicherheit zu unterhalten.

Cap. 41. Ut aedificia intra curtes nostras vel sepes in circuitu bene sint custoditae, et stabula vel coquinae, atque pistrina, seu torcularia, studiose praeparatae fiant, quatenus ibidem condigne ministeriales nostri officia eorum bene nitide peragere possint. Es wird befohlen, die Gebäude gut zu bewachen und die Nebengebäude, die Ställe, Küchen, Bäckereien, Kelter in gutem Zustand zu erhalten.

Cap. 42. Ut unaquaeque villa intra cameram lectaria, culcitas, plumatias, batlinias, drappos, ad discum, bancales, vasa aerea, plumbea, ferrea, lignea, andedos, catenas, cramaculos, dolaturas, secures id est cuniadas, terebros id est toradros, scalpros vel omnia utensilia ibidem habeant, ita ut non sit necesse aliubi hoc quaerere aut commodare. Stephani meint, lectaria bedeute hier „Bettstellen", was ich sehr bezweifle*). Andere übersetzen „Bettdecken". Culcitas „Matratzen", plumatias „Federkissen", batlinias „Bettleinen", drappos ad discum „Tischtücher", bancales „Bankpolster", andedos „Feuerböcke", cramaculos „Kesselhaken" (vergl. französisch crémaillère, griechisch κρεμαστήρ). Alle diese Dinge und verschiedene Werkzeuge, wie Beile, Hauen, Bohrer, müssen vorrätig gehalten werden.

Cap. 43. Ad genicia nostra, sicut institutum est, opera ad tempus dare faciant, id est linum, lanam, waisdo, vermiculo,

*) Stephani II, S. 109. Verfasser S. B. A. W. Bd. 144, VI, S. 106.

warentia, pectinos laninas, cardones, saponem, unctum, vascula vel reliqua minutia quae ibidem necessaria sunt. In die Frauenhäuser soll man geben Flachs, Wolle, Waid (Farbholz), Scharlach, Krapp, Karden, Seife, Fett u. a.

Cap. 49. Ut genicia nostra bene sint ordinata, id est de casis, pislis, teguriis id est screonis. . . Die Frauenhäuser müssen enthalten ein Hauptgebäude, heizbare Stuben, „gedeckte Bretterverschläge, das ist screona". Das letztere Wort ist im altfranz. zu escregne, „unterirdisches Gemach, Sammelplatz der Weiber und Kinder für die Abendzeit" geworden. Es lebt noch im picardisch-burgundischen écraigne, „Ort der abendlichen Zusammenkünfte der Dorfbewohner", fort. Diese écraigne bestand aus einer Hütte. Ihre Wand war in der Weise hergestellt, daß man biegsame Ruten in einem Kreise in die Erde steckte und die Enden oben zusammenband. Sie wurde mit Stroh und Rasenstücken zugedeckt. Andere meinen, daß das Wort mit dem oberdeutschen „Schranne" zusammenhänge. In der écraigne wurde vornehmlich gesponnen, sie war ein Ort der Weiber.

VI. Die Tabula Peutingeriana.

So heißt eine Landkarte, die etwa aus dem 11. Jahrhundert stammt, deren Original aber gegen Ende des 4. Jahrhunderts entstanden sein dürfte. Auf dieser Karte werden nun die Städte und Orte durch Wachttürme, Burgen, Paläste, Befestigungen, Gehöfte und einzelne Häuser charakterisiert. Die letzteren sehen nicht nur wegen ihrer steilen Dächer, sondern wegen ihrer ganzen Gestalt oberdeutsch aus. Wie sich die Sachen verhalten, d. h. ob diese Bilder für die Geschichte des oberdeutschen Hauses in Betracht kommen, kann erst eine genauere Untersuchung lehren. Die kleinen Wohnhäuschen, die der Plan so oft verzeichnet, sind — mit Ausnahme des Daches — sehr ähnlich dem Wohnhause des Bauernhofes einer Miniatur der Vatikanischen Vergilhandschrift*), die Türme, welche Eingang und Ende eines Ortes anzeigen, erinnern an den Markomannenturm auf der Markussäule**).

*) Stephani I, S. 154.
**) Ebd. I, S. 114.

VII. Lateinische Lehnwörter beim deutschen Hausbau.*)

Hier fällt vor allem auf, daß eine Reihe von Lehnwörtern sich auf den Stein- und Ziegelbau bezieht. Man nimmt daher an, daß diese Bauarten erst von den Römern nach Deutschland gebracht wurden. Aber man kann nicht immer sagen, ein Lehnwort beweise, daß auch die Sache, die es bezeichnet, entlehnt wurde. Oft war die Sache alt, nur Herstellung, Technik, Material, vielleicht nur die Form neu, und trotzdem drängte sich das Fremdwort ein.

Das Wort Küche stammt aus mittellateinisch coquina, cucīna, aus dem auch französisch cuisine hervorgegangen ist. Es ist auffallend, daß für den alten Herdraum ein Fremdwort aufkam. Oben wurde schon angedeutet, daß das vielleicht zu der Zeit geschehen ist, als der Herdraum geteilt wurde, wobei der Flur den Namen „Haus" behielt und der übrigbleibende Herdraum mit dem Fremdwort bezeichnet wurde. Doch muß man immerhin beachten, daß das bosnische Haus noch heute den ungeteilten Herdraum kuhinja, das aus althochdeutsch kuhhina entlehnt ist, benennt. Es ist weiter wahrscheinlich, daß bei den Vornehmen die Küche schon frühzeitig abgetrennt vom Wohnhause untergebracht wurde — wie wir es auf dem St. Gallener Grundriß finden — und daß hier das Fremdwort Küche zuerst auftrat (auf dem Plane von St. Gallen findet sich coquina neben dem klassisch-lateinischen culina). Daß die Römer die Lehrer der Deutschen in der höheren Kochkunst waren, beweisen auch die Wörter kochen und Koch. Von diesen Küchen der Vornehmen mag dann das Wort schon vor dem 6. Jahrhundert auch ins Volk gedrungen sein und langsam den alten Namen für den Herdraum verdrängt haben.

Kammer stammt aus lateinisch camera, wovon auch französisch chambre. Das lateinische Wort geht auf das griechische καμάρα, „Gemach mit gewölbter Decke", zurück, weist also auf den Steinbau hin. Die Schlafkammer des Bauernhauses ist sehr selten gewölbt, wohl aber ist es noch oft die Vorratskammer, Milchkammer usw. Französisch cambrer = lateinisch camerare bedeutet „wölben".

*) Fr. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, I[2], 1905.

Keller entstammt dem lateinischen cellarium, „Speisebehältnis“. Dem Worte haftet nicht von vornherein der Sinn „unterirdisch“ an. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes liegt noch vor in kroatisch kiler, čiler, das einen Holzverschlag in der Küche bedeutet. Siehe oben S. 60.

Speicher ist aus lateinisch spicarium entstanden.

Söller ist lateinisch solarium. Der Ausdruck Solla ist auch im Bauernhause nicht fremd und bedeutet z. B. in Alt-Aussee den Flur des Obergeschosses. Italienisch solajo, solare, „Decke des Zimmers“, „Stockwerk“.

Mauer ist lateinisch murus. Wir fühlen heute noch den Unterschied von Mauer und Wand. Die Mauer ist aus Stein oder Ziegel hergestellt, ein Verschlag aus Holz ist uns aber keine „Mauer“, sondern eine „Wand“.

Kalk entstammt dem lateinischen calcem (von calx).

Mörtel aus mittellateinisch mortarium, wovon auch französisch mortier, italienisch mortajo.

Ziegel entspringt lateinischem tegula.

Pfosten ist lateinisch postem (von postis).

Pfahl aus lateinisch palus.

Pfeiler aus mittellateinisch pilare, pilarius.

Pforte aus lateinisch porta.

Tünchen, wofür oberdeutsch „weißen“ gesagt wird, geht auf althochdeutsch tunihha, „Kleid“, = lateinisch tunica, zurück, bedeutet also eigentlich „bekleiden“.

Fenster ist lateinisch fenestra. Das germanische Wort für die Schlitze im Holzbau war Windauge, Augentor, Augenloch (an. vindauga, got. augadaúrō, ags. égþyrel).

Kamin aus lateinisch caminus, griechisch κάμινος. Auf dem Plan von St. Gallen ist caminus der Ofen des Hypokaustums; dagegen heißen caminatae die durch Öfen geheizten Zimmer.*) Italienisch camminata, „Saal“. Französisch cheminée, „Rauchfang“. Caminatum wird durch angelsächsisch fýrhús wiedergegeben. Althochdeutsch cheminata, mittelhochdeutsch kemenate bedeuten „heizbares Gemach“.

Auch der Hausrat enthält viele lateinische Lehnwörter, die zumeist eine Entlehnung des Gegenstandes bedeuten dürften. Tisch ist lateinisch discus, aber ein Speisebrett dürften die

*) Das Nähere oben S. 79.

Germanen wohl gekannt haben (vergl. gotisch biuþs), nur die runde Form scheint den römischen Gegenständen nachgebildet zu sein. Doch ist auch lateinisch tabula entlehnt worden und erscheint als ahd. zabal, mhd. zabel. Später ist Tafel aus romanischem tavola übernommen worden.

Spiegel stammt aus mittellateinisch spēglum, lateinisch speculum. Im Bauernhause ist er selten und, wenn vorhanden, klein. Kiste ist lateinisch cista, Korb lateinisch corbem (corbis), Schrein lateinisch scrinium, Kulter stammt aus lateinisch culcitra über altfranzösisch coultre.

Pfanne soll aus lateinisch patina entstanden sein. Doch vergl. Meyer-Lübke, Zu den lateinischen Glossen, S. 16 f. Schüssel ist lateinisch scutella, Sechter lateinisch sextarius.

Mit dem Weinbau hängen die folgenden Wörter zusammen: Becher = lateinisch bicarium, Kelch = calicem (calix), Trichter = tractarius.

Als interessante Einzelheit mag hier erwähnt werden, daß auch die römische Hausglocke, die ebenfalls discus wegen ihrer scheibenartigen Gestalt genannt wurde, im oberdeutschen Bauernhause Aufnahme fand. Das Fremdwort hat sich aber nicht erhalten, die Glocke heißt, weil sie oft dazu verwendet wird, die Leute vom Felde zum Essen zu rufen, prosaisch „Freßglocke".*)

VIII. Das deutsche Haus vom 12. bis zum 15. Jahrhundert.

Nachrichten über diese Periode bringen vornehmlich die Werke der Dichter, die sich zumeist mit den Verhältnissen der Reichen beschäftigen. Die Nachrichten über das Bauernhaus sind dürftig.

Seltsam ist es zu lesen, wie die ritterliche Gesellschaft des Winters auf ihren Burgen fror, während auf dem Plan von St. Gallen so trefflich für Beheizung vorgesorgt ist. Die Sache erklärt sich so, daß auf den Burgen die Anlage von Hypokausten auf die größten technischen Schwierigkeiten gestoßen wäre und daß der deutsche Kachelofen, der allein praktisch gewesen wäre, stark durch den modischen romanischen Kamin, der in unseren Gegenden seiner Aufgabe nicht genügen konnte, verdrängt wurde. Wegen der Zerbrechlichkeit des Materials und der relativen

*) Vergl. Verfasser, Zeitschr. für österr. Volkskunde, X, S. 177 ff.

Seltenheit der Kachelöfen auf den Burgen sind sehr wenige alte Kacheln erhalten, und es wäre unmöglich gewesen, allein aus diesen Überresten, ohne Zuhilfenahme des volkskundlichen Materials, die oben dargelegte Geschichte des Ofens zu erkennen.*) Der Kamin, der die Säle schmückte, war aber nicht ausschließlich zur Heizung vorhanden. Es kam vor, daß an ihm im Saale gekocht und gebraten wurde.**)

Daß man in einem Kloster oder auf einem Herrensitze nicht alle notwendige Speise für die vielen Personen an einem Feuer bereiten konnte, leuchtet ein. Auf dem Plan von St. Gallen sind deshalb verschiedene Küchen vorgesehen. Aber auch das genügte noch nicht. Ein Feuer hätte für die Brüder nicht einmal ausgereicht, auch wenn so gewaltige Pfannen usw., wie man sie in Tirol in Küchen größerer Bauernhöfe findet, verwendet worden wären. Man mußte deshalb an einem Herde mehrere Feuer unterhalten. Auf dem Herde in der Küche der Brüder des St. Gallener Plans lesen wir: fornax super arcus. Der Herd war also unterwölbt. Auf dem Herde sind weiter vier Kreise eingetragen, vielleicht vier Kessel andeutend, die über ebensoviel Feuerstellen schwebten. Auch die Küche im Palais de justice in Paris, dem ehemaligen Königsschlosse, das unter Philipp dem Schönen erbaut wurde, hatte vier Feuerstellen.***)

Die Möblierung des ritterlichen Saales war einfach. Tische wurden nur zum Mahle hereingetragen, das heißt es wurden Schragen aufgestellt und darauf die Tafeln gelegt; nach beendetem Mahle wurde alles wieder hinausgetragen. Unsere Redensart: „den Tisch aufheben" stammt von diesem Brauche. Gabeln gebrauchte man im 12. und 13. Jahrhundert noch nicht. Auch Messer scheinen nicht für jeden Gast besonders vorhanden gewesen zu sein. Stühle waren selten zum gewöhnlichen Gebrauche da. Aber bei Amtshandlungen fehlten sie nicht, sie hatten bei den Funktionen von Fürsten, Prälaten, Richtern geradezu amtliche Bedeutung. Nur von vornehmen Gästen hatte jeder ein Bett. Die Ritter des Gefolgs lagen zu zweit in einem Bette. Die armen Leute mußten mit Stroh vorlieb

*) Vergl. Schultz, Deutsches Leben, S. 94.
**) Vergl. Schultz, Höfisches Leben, I², S. 73.
***) Schultz, H. L., I², S. 54.



Fig. 102. Steirischer Kachelofen.

:n. Neben dem Bett
ein ric, auf dem
)ie Kleider aufhing,
einer Gestalt nach
s Ofengeländer des
:nhauses erinnert
. Fig. 102), das
eine Art breiter
war.*)
)ie Schlafkammer
außer dem Bette
)iel Hausrat. Einen
in oder eine Truhe
Aufbewahren der
:r, eine Bank, einen
ıel. In einer Szene
ibelungenliede spielt
ıanze Hausrat der
ıer mit. Sigfrid
ht ins Gemach Brünhildens, um sie zu bezwingen.

3. Er gebârte sam ez wære Gunther der künic rîch
er umbeslôz mit armen die maget lobelîch.
si warf in ûz dem bette dâ bî ûf eine banc
daz im sîn houbet lûte an eime schamel erclanc.

In Strophe 672 heißt es weiter, Brünhilde drückte Sig-
ungevuoge zwischen der wende und einen schrîn.

Sonderbar ist, daß des Dampfbades nicht vor dem
Jahrhundert Erwähnung geschieht. Aber es ist ausge-
ıen, daß es erst um diese Zeit aufgekommen ist. Im Gegen-
Mit dem Dampfbade hatten sich allerlei Gebräuche entwickelt,
er Kirche nicht gefielen, und deshalb wurde es befehdet.

Die Aborte waren in den Burgen so angelegt, daß sie
Art der Pechnasen einen Vorsprung vor der Mauer
en, so daß die Fäkalien sich am Fuße der Burgmauer
ıften. Eine ähnliche Einrichtung hat heute noch das Tiroler
rnhaus. Wieder zeigt der St. Gallener Grundriß eine weit
e und hygienischere Anordnung.

---

*) Schultz, D. L., Fig. 151 oben links ist neben dem Bett ein
)gebildet.

Die Fenster wurden mit Läden geschlossen. Um nun bei schlechtem Wetter etwas Licht zu haben, brachte man in diesen Laden Löcher an, die mit durchscheinenden Stoffen, Hornplatten, Pergament und dergleichen verschlossen wurden. Mit einer derartigen Membrane ist auch der Oberlichtdeckel des nordischen Hauses versehen.

Im 14. und 15. Jahrhundert änderte sich manches. In den Wohnzimmern waren aber noch immer wenig Möbel. Auf den Bänken an den Wänden Kissen aufzulegen, wurde mehr und mehr Sitte. Die Tische erhielten ihren festen Platz und wurden nicht mehr aus- und eingetragen wie im 13. Jahrhundert. Die ersten Glasspiegel traten auf, zuerst konvex geformt. Leuchter für Talgkerzen verbreiten sich. Sie haben eine Tülle, in welche eine Feder einspielt. Wachskerzen waren selten; für sie hatte man Leuchter mit einem Dorne. Im Speisezimmer entstehen Kredenztische. Die Betten werden üppiger; sie enthalten Strohsack, Matratze, Kissen. Es gibt Himmelbetten. Die Bettstätten nehmen öfter Kastenform an und sind nur an einer Seite offen, wo aber auch ein Vorhang vorgezogen werden konnte. Dieser Schutz des Bettes war sehr begreiflich zu einer Zeit, wo die Fenster mit Holzladen verschlossen wurden, die keineswegs dicht schlossen. In diesen Läden waren Lichtöffnungen, die nunmehr verglast wurden. Die Glasfenster beginnen in den bessern Häusern mit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Wäsche und Kleider wurden nach wie vor in großen Truhen aufbewahrt. Große Schränke stellte man im Flur auf oder baute sie in die Wand hinein.

Die Badstuben werden öffentlich. Vielleicht waren sie das bis zu einem gewissen Grade immer, denn es ist leicht möglich, daß der sich heute findende Brauch, nach dem 5—6 Bauern nur eine Badstube haben, schon alt ist. Wie in früherer Zeit werden Steine glühend gemacht und darauf das Wasser in Dampf verwandelt.*) Männer und Weiber baden und schmausen

---

*) Heute noch wird in Kärnten (Karlbad) das Bad in sehr altertümlicher Weise bereitet. Vergl. M. Knittl „Kultur- und Landschaftsbilder aus Steiermark und Kärnten“, Klagenfurt 1889, S. 38. — Man holt Rollsteine aus dem nahen Bache und erhitzt sie in einem großen gemauerten Ofen. Diese Steine werden dann in einen mit Wasser gefüllten Trog geworfen, der aus einem ausgehöhlten Baumstamme besteht. Einem *solchen Bade wird* Heilkraft zugeschrieben.

in den Badstuben zusammen, wobei es an Unfug, auch an Übertragung ansteckender Krankheiten nicht fehlt. In der Badestube wird zur Ader gelassen, ein alter Brauch, denn auch in der von vier Öfen erhitzten Badestube des St. Gallener Planes steht: fleotomatis hic gustandum vel potionariis; es war also schon im Anfang des 9. Jahrhunderts Brauch, in der Badstube zur Ader zu lassen oder Abführmittel einzunehmen. Der Bader war auch vielfach Barbier. Erst das Überhandnehmen der neuen ansteckenden Krankheit schränkte so sehr die Bedeutung der Badestuben ein, daß die Art des Dampfbades fast ganz außer Brauch kam und erst vor nicht langer Zeit als „russisches Dampfbad" bei uns wieder eingeführt werden mußte.

Über die späteren Zeiten vergl. A. **Schultz**, Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1890.

Schluß.

IX. Unsere heutige städtische Wohnung.

Beim Bauer hat jede Familie Haus und Hof. Dieser ist eine Welt für sich. Die zum Hofe gehörigen Grundstücke sowie der Viehstand liefern die Nahrungsmittel. Im Winter, wo die Arbeit außerhalb des Hauses ruht, wird gesponnen, gewoben, genäht. Der Bauer, in Holzarbeit wohl bewandert, macht Acker- und Hausgeräte. So werden vielfach nur Ton-

---

Dasselbe Verfahren war schon vor 1000 Jahren bei den Angelsachsen üblich. So heißt es in den Leechdoms II, 68: Dō on troh hāte stānas wel ʒehǣtte, ʒebeþe þā hamma mid þām stānbaðe, þonne hīe sīen ʒeswāte, þonne ręcce hē þā bān, swā hē swīðost mæʒe, das heißt: Tu in einen Trog heiße, gut erhitzte Steine, bade die Schenkel mit diesem Steinbade, und wenn sie in Schweiß sind, dann strecke er (der Kranke) die Knochen, so stark er nur kann.

Wegen der Verwendung der heißen Steine zur Herstellung eines Dampfbades vergleiche die Zeichnung A. **Dürers** bei A. **Schultz**, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, Fig. 81, das Innere einer Badestube darstellend. Man sieht hier nackte Weiber und Kinder die Haut reibend, waschend und mit Badequasten peitschend. Im Hintergrunde ist ein großer Ofen, in dem Rollsteine erhitzt werden. Diese wurden mit Wasser beschüttet und so der nötige Dampf erzeugt, oder man warf sie in mit Wasser gefüllte Kübel.

und Eisenwaren, sowie kleine Artikel des Gebrauchs gekauft, alles andere im Hause selbst erzeugt.

Anders beim Städter. Er hat zumeist keinen Grund, er mietet sich ein. Er hat einen nie aussetzenden Beruf, das Haus erzeugt nur mehr wenig selbst, man ist auf die Geschäftsleute und Handwerker angewiesen.

Erst neuerdings macht sich wieder — nach englischem Vorbild — das Bestreben geltend, für die Familie ein wenn auch bescheidenes eigenes Haus zu erlangen. Wie die Sachen aber noch gegenwärtig liegen, kann man nur von der Wohnung des Städters sprechen, nicht von seinem Hause.

Fassen wir die Wohnung einer in besseren Verhältnissen lebenden Familie ins Auge und berichten wir kurz über die Geschichte jedes Raums und der wichtigen Teile des Hausrats.

Eine behagliche städtische Wohnung besteht heute aus 1. Vorzimmer, 2. Salon, 3. Speisezimmer, 4. Schlafzimmer, 5. Küche, 6. Badezimmer, 7. Gesindekammer. Dazu kommt ein Abteil des Bodenraums zum Trocknen der Wäsche, ein Keller für das Brennmaterial, seltener als Vorratskammer für die Küche verwendet. Immerhin eine stattliche Anzahl von Räumen, mehr als oft das ganze Bauernhaus umfängt.

Und nichts ist charakteristischer für die moderne Wohnung des Städters gegen die Wohnung früherer Jahrhunderte und gegen das Bauernhaus als die Überfüllung aller Räume mit Möbeln, Zier- und Gebrauchsgegenständen aller Art, die oft ein freies Bewegen zu einer Art Kunstfertigkeit macht.

Auch unser Vorzimmer (Vorhaus, Flur) ist noch ein bedeutungsloser Raum, unheizbar und meist sehr wenig belichtet, ein vernachlässigter Raum, was weder vom hygienischen, noch vom ästhetischen Standpunkte gutgeheißen werden kann. Kleiderrechen und etwa ein Spiegel sind seine charakteristischen Geräte. Im vornehmeren Hause schmücken oft alte Truhen den Vorraum. Wie man schon im vierzehnten Jahrhunderte große Schränke, Truhen und Kasten im Hausflur aufstellte, um den Raum auszunützen, so geschieht es auch heute noch oft.

Wie im Bauernhause empfängt der Flur oft sein Licht nur von der Tür. Davon, daß der Flur einst ein Teil des Herdraums war (in vielen Fällen), merkt man in der städtischen Wohnung nichts mehr. Die Bäuerin kann oftmals von ihrem *Platze am* Herde die Haustüre noch im Auge behalten, was

wegen des herumstreifenden Gesindels not tut, denn es existiert zumeist der Usus, das Haus bei Tage unversperrt zu lassen. In der städtischen Wohnung ist das Beobachten der Tür nicht notwendig, weil sie immer gesperrt und auch bei der usuellen Verteilung der Räume meist nicht möglich ist.

Das Schlafzimmer entspricht der Kammer des Bauernhauses, die durch Abtrennung der Betten aus der Stube entstanden ist und öfter auch „Stübl" heißt. Die bäuerliche Schlafkammer ist nicht heizbar. Aber schon die ritterliche kemenâte war es oftmals. Die Betten sind größer geworden, als sie im engen Holzhause waren. Man liegt nicht mehr mit hochgezogenen Knien, wie die „liegenden Hocker" in ihren Grabstätten und wie man im kurzen Bauernbette liegen muß, sondern ausgestreckt.

Das Badezimmer ist im wesentlichen neu. Es enthält ein Wannenbad. Die Bauern badeten früher im Dampfe ihrer Badestube, in den Burgen sind eigens eingerichtete Badezimmer selten. Im Mittelalter badete man viel häufiger wie heute, aber es entwickelten sich in den öffentlichen Badehäusern Unsitten, die dem Baden selbst gefährlich wurden.

Das Speisezimmer hat noch am meisten von der alten Stube erhalten. Es ist auch persönlicher, familiärer als der Salon.

Sein Hauptmöbel ist der Tisch. Im Bauernhaus steht er in der Ecke der Fensterwände, in der städtischen Wohnung in der Mitte des Speisezimmers. Statt der gemeinsamen Bank steht jetzt ein Stuhl für jeden Einzelnen da. Das Pfannbrett oder Pfanneisen ist überflüssig, denn die Speisen kommen sehr selten in demselben Gefäße, in dem sie bereitet wurden, auf den Tisch und wenn, dann ist das Gefäß nicht in unmittelbare Berührung mit dem Feuer gekommen. Das Tischgerät, das früher so einfach war, daß es an Gabeln und Messern gebrach — wenigstens nicht für jeden ein Messer da war —, ist sehr mannigfaltig geworden und kompliziert sich wie unsere Gebräuche beim Essen immer mehr.

Die Stube hat von jeher Eßgeschirr beherbergt. An den Wänden waren Teller und Schüsseln untergebracht. Was jetzt auf der Kredenz und an den Wänden, auch über den hohen Türen angebracht ist und dort verstaubt, sind meist keine Gebrauchsgegenstände, sondern nur mehr Zierstücke.

Die uralte Bank an den Wänden ist verschwunden. Nur in der Nähe des Ofens oder sonstwo an der Wand erinnert ein Divan noch an sie.

Verschwunden ist aus dem Speisezimmer der Altar, der im Bauernhause in der Ecke angebracht ist. Verschwunden ist der Holzschrank mit Waschbecken und Handtuch, weil es nicht mehr gestattet ist, die Speisen mit den Händen zu berühren.

Der Ofen im Speisezimmer ist entsprechend der Größe des Raumes ansehnlich. Die Form der Kacheln, der Aufbau läßt kaum mehr erraten, daß das Prinzip des Kachelofens die Herstellung einer Kuppelform aus Gefäßen, Kacheln, war.

Vom Flur betritt man den Salon, das Empfangszimmer. Er ist nichts als eine bessere Stube, wie ja auch das Bauernhaus oft eine für den Empfang von Gästen bestimmte gute Stube besitzt.

Nehmen wir aber an, daß der Salon einen Kamin besitzt, nicht einen Ofen. Es gibt jetzt ja übrigens auch Öfen von der Form von Kaminen. Die Kaminform ist dem Auge angenehm, das sichtbare flackernde Feuer bringt ein behagliches Element in die Stimmung; der Kamin kann noch dazu leicht verziert werden — genug der Gründe für seine Beliebtheit, auch auf einem Boden, wo er, wie bei uns, durchaus nicht heimisch ist.*)

Aber auch unser Salonkamin verleugnet noch immer seine Herkunft aus der romanischen Küche nicht. Freilich wird in ihm nicht gekocht, aber wo auf dem Küchenkamin das zum Kochen verwendete Geschirr steht, wenn es nicht im Gebrauch ist, da stehen auf dem Salonkamin Vasen und Prunkgefäße neben Leuchtern, allerdings auch sonderbarerweise Uhren!

Der Salon hat öfter einen hinausgebauten Erker; in der Stadt hat dieser wenig Bedeutung, denn das Hinaussehen bietet gleichbleibende, wohl bekannte Bilder, die nicht oft erfreulich sind. Anders war es mit dem Erker in der alten Bergburg, wo von den Erkerbänken der Blick ins Tal, auf die einzige

---

*) Der Kamin hat sich von den romanischen Ländern auch nach England, Holland, Ostfriesland ausgebreitet. W. Lübke, Über alte Öfen in der Schweiz, Mitteil. der Antiquar. Gesellschaft in. Zürich. *Bd. XV, S. 163.*

Bringerin von Neuigkeiten, die Landstraße, hinabglitt. Auch das Bauernhaus hat oft eine vorgebaute Stube, und diese dann ein Fensterchen, „ein Guckerl", von dem aus die Dorfstraße ihrer Länge nach überblickt werden kann.

Der Salon wird nicht bewohnt und nur bei Besuchen benutzt. Der Gast ist zum Besucher geworden, der nicht eigentlich ins Haus aufgenommen ist. Daher ist der Schmuck des Salons allgemein, er verrät sehr oft nichts vom Hausherrn, nichts von der Familie.

Gepolsterte Sitzmöbel sind nicht sehr alt. Früher lag der Polster auf der Bank, der Truhe oder dem Stuhl. Erst später ist die Polsterung an dem Möbel festgemacht worden.

Ein merkwürdiges Schicksal hat die Küche erlebt. Einst der Mittelpunkt des Hauses, der Platz der Hausfrau, wird sie heute immer mehr als lästig empfunden und von den Wohnräumen weggeschoben. Die Frau des Hauses zieht sich allmählich von ihr zurück. Die Tage der Sitte, daß jede einzelne Familie kocht, scheinen bald gezählt zu sein. In vornehmen Kreisen ist diese Mißachtung der Küche schon alt. Der Plan von St. Gallen hat schon Küchen, die von den Wohnräumen fern gehalten sind, und dasselbe sieht man in den alten Burgen.

Der moderne eiserne Küchenherd ist eigentlich kein Herd, sondern ein Ofen. Weil dieser Kochofen an die Stelle des Herdes trat, hat er dessen Namen erhalten. Neben dem unbeweglichen Küchenherd gibt es auch einen beweglichen, ebenfalls aus Eisen, der „Sparherd" genannt wird. Er nimmt wenig Platz ein und braucht nicht viel Brennmaterial. Deshalb ist er der gefährlichste Gegner des alten offenen Herdes geworden, den er immer mehr aus dem Bauernhause verdrängt.

Was die jetzige Wohnung von der früheren unterscheidet, ist folgendes:

Die Räume werden zahlreicher, der Hausrat vervielfältigt sich. Ein starkes Streben nach Luft und Licht macht sich bemerkbar, was durch große Fenster und ausgiebige Verwendung des Glases befriedigt wird. Wohnräume und Gesellschaftsräume sind getrennt. Aus dem Raum, in dem der Gast erscheint, hat sich das Leben der Familie zurückgezogen. Die Küche sucht sich von der Wohnung abzutrennen.

C. Beilagen.

a) Das bosnische Haus.

Das bosnische Haus ist deshalb so wichtig, weil es uns in mancher Beziehung geradezu eine Urform des oberdeutschen Hauses darstellt*). Es scheint über Kroatien nach Bosnien gekommen zu sein. Wann das geschehen ist, läßt sich vorläufig nicht sagen, aber es muß früh vor sich gegangen sein, denn die uns sonst bekannten oberdeutschen Häuser haben zumeist andere Formen. Das bosnische Haus ist zu einer Zeit entlehnt worden, wo das oberdeutsche Haus nur Herdraum, Ofenraum und Flur (oder Laube), aber noch keine Schlafkammer hatte. Seine äußere Gestalt ist noch altertümlicher. Jenes prähistorische Haus, das die Urne von Königsaue**) nachahmt, muß einem heutigen bosnischen Hause vollkommen ähnlich gewesen sein, obwohl es keine Fenster zeigt, was aber wenig in Betracht kommt, weil die Fenster am bosnischen Hause nicht sehr auffallen. Und was das Haus uns lehrt, das bestätigt der Hausrat. Einige Gegenstände sind im bosnischen Hause von derselben Form wie im oberdeutschen, andere aber von abweichender Form. Der bosnische vierbeinige Bock ist bis jetzt nur in Ungarn in ähnlicher Form zum Vorschein gekommen, der bosnische Kessel hat seine eigene Gestalt, und namentlich der bosnische Kachelofen mit seinen ganz charakteristischen Kacheln setzt eine lange spezielle Entwickelung im Lande selbst voraus. In den jüngeren Jahrhunderten sind alle die Formen dieser Hausratstücke bei uns nicht zu entlehnen gewesen, weil sie nicht vorhanden waren, sie sind Weiterentwicklungen von Formen, die in früheren Jahrhunderten entlehnt worden sind. Dazu stimmt auch, daß der Herd noch niedriger ist als im alpinen Wohnhause.

---

*) Vergl. die sehr wichtigen Arbeiten von M. Murko, M. A. G. XXXV, S. 308 ff.

**) Stephani I, S. 40.

Wie das bosnische Haus aussieht, so sieht auch das Haus der Vasojevići im inneren Teile Montenegros aus, was auch sehr gegen eine verhältnismäßig junge Kulturentlehnung des bosnischen Hauses spricht.

Das Wort für Stube heißt im bosnischen Hause soba, worin die ungarische Veränderung des Wortes Stube vorliegt. Aber über Ungarn ist das bosnische Haus in seiner Totalität nicht importiert worden, sonst fänden wir in Bosnien den fränkischen Hof, der überall in den benachbarten Teilen des südwestlichen (und westlichen) Ungarns wohl schon seit alten Zeiten vorhanden ist. In Bosnien gibt es aber keinen fränkischen Hof, sondern nur den Haufenhof, wie er in Steiermark und Kärnten beinahe die Regel bildet.

Dazu kommt noch das Fehlen des „Kulturhorizonts" in der bosnischen Stube. Wenn wir schon im Jahre 820 auf dem Plane von St. Gallen den viereckigen (oblongen oder hakenförmigen, noch nicht quadratischen) Tisch und die feste Bank finden, in Bosnien aber keines von beiden, dann tritt dieses Argument zu den früheren hinzu und spricht für eine frühzeitige Entlehnung. Das deutsche Haus, das nach Bosnien gebracht wurde, hatte in der Stube noch eine Holzbühne entlang den Wänden auf dem Boden, hatte nicht nur keine Kammer sondern nicht einmal Betten, hatte keinen hochbeinigen viereckigen Tisch, sondern einen runden scheibenartigen, der auf deutschem Boden nach seiner Gestalt mit lateinisch discus bezeichnet wurde, was durch die zweite Lautverschiebung zu unserm „Tisch" wurde.

Zur Altertümlichkeit der menschlichen Behausung in Bosnien stimmen auch die Höhlenwohnungen, die noch recht häufig sind, sowie die Pfahlbauten.*) Die bosnischen Pfahlbauten stehen auf trockenem Lande und zeigen sonst ganz gewöhnliche Bauformen. Sie sind aus Fachwerk hergestellt und zeigen deshalb verhältnismäßig große Fenster.

Wie für Bosnien das oberdeutsche Haus charakteristisch ist, so ist für die Herzegowina das romanische Kaminhaus charakteristisch. Von Italien ist dieses über Dalmatien in die Herzegowina gekommen und hat sich über Albanien ausgebreitet. In verschiedenen Gegenden von Bosnien und der Herzegowina

*) Verfasser, S. B. A. W., Bd. 144 VI, S. 42 ff.

steht es neben dem von Norden gekommenen oberdeutschen Hause; wir sehen also deutlich zwei Kulturströmungen mit einander im Kampfe, so daß die beiden Kulturwellen sich in gewissen Gegenden überschneiden.

Im folgenden eine zusammenhängende Beschreibung des oberdeutschen Hauses in Bosnien.

Der wichtigste Bestandteil der Küche ist der Herd. Er findet sich im bosnischen Hause noch in einer sehr ursprünglichen Form. Aus Lehm oder Ziegeln hergestellt, erhebt er sich nur etwa 10 cm über den Boden, während die niedrigsten Herde — etwa in Tirol — mindestens 20 cm hoch sind. Besteht er aus Erde, dann ist er mit vertikalen Brettern eingerahmt, die ihn in der Form halten. Er steht immer an der Wand gegen die Stube zu, weshalb dieser Teil der Stubenwand auch im Holzhause gemauert oder sonst irgendwie gegen das Feuer geschützt ist. Auf der anderen Seite dieses Wandstücks steht — in der Stube — der Ofen, dessen Rauchabzugsrohr aber durch die Wand geht und oberhalb des Herdes mündet. Es kommt auch vor, daß das Feuer ohne besonderen Herd auf dem Boden selbst angemacht wird, in der Mitte der Küche, die niemals gedielt ist. Über dem Herde erhebt sich ein drehbarer Galgen, von dem auf einer Kette der Kessel herabhängt. Sowohl Kessel wie Kette haben besondere, vom alpinen Hausgeräte abweichende Formen.*)

Nicht auf jedem Herde steht ein Feuerbock. Seine gewöhnliche Form**) zeigt keine Bratspießlager, unterscheidet sich also wieder auffallend vom alpinen Feuerbock. Dafür enden die aufwärts strebenden Bügel in sonderbaren Wellenlinien. Solche Feuerböcke sind bis jetzt sonst nur auf der ungarischen Millenniumsausstellung***) in einem Bauernhause konstatiert worden, was aber noch keine sichere Gewähr gibt, daß diese sonst außerhalb Bosniens sich nicht findende Form nicht etwa bloß verschleppt ist. Daß der bosnische Feuerbock nicht für den Bratspieß eingerichtet ist, hat seinen offenliegenden Grund darin, daß es landesüblich ist, (gleich ganze Tiere) auf einem hölzernen Spieße zu braten — wenn es überhaupt Fleisch gibt.

---

*) Vergl. M. A. G., XXXIV, S. 167 Fig. 36 und S. 169 Fig. 79.
**) M. A. G., XXXIV, S. 167 Fig. 37.
***) Bünkers Bericht, M A. G., XXVII S. 106.

Der Rauch des Herdes und des Ofens findet keinen Rauchfang, der ihn ins Freie führt. Er breitet sich im Dachraume aus und zieht zu den Dachfenstern oder den Undichtigkeiten des Dachs hinaus. Die Häuser stehen deshalb, von der Ferne besehen, immer in einer bläulichten Wolke, als ob das ganze Hausinnere brennte.

Als Untersatz für Töpfe und Pfannen dienen niedere Dreifüße, dreieckig oder rund. Sie finden sich im ärmsten Hause, weil ohne sie das Erwärmen der Gefäße durch die dann bloß seitlich anschlagende Flamme sehr erschwert ist. Den charakteristischen alpinen Dreifuß für die langstieligen Pfannen (Fig. 47) gibt es in Bosnien nicht. Er ist auch gewiß nicht sehr alt. Aber es gibt die langstieligen Pfannen. Diese müssen in der Hand gehalten oder irgend sonstwie unterstützt werden. Manchmal haben die Pfannen, um Standfestigkeit zu erlangen, am Stiele Beine. Das kommt im eigentlichen oberdeutschen Hause niemals vor.

Die Feuerzange sieht so aus wie unsere (Fig. 42), die Feuerschaufel hat ein dreieckiges oder herzförmiges Blatt; die dreieckige Form findet sich noch in Dalmatien, die andere ist mir außerhalb Bosniens noch nicht untergekommen.

Sehr häufig trifft man kleine flache, aus einem Stück Holz gehöhlte Tröge an, in denen z. B. der Teig für das Brot angemacht wird. Ihr Name ist naćve. Das Wort stammt aus dem Deutschen, vergl. ahd. nuosk, „Viehtrog", mhd. nuosch.*) Bei uns noch Nuesch und ganz allgemein das Verkleinerungswort Nieschl, „kleiner Trog". Daneben findet sich auch, weil das anlautende n als der unbestimmte Artikel aufgefaßt wurde, die Form Uesch und Ieschl.

Zum Backen von Brot und Strudel dient ein tönerner oder eiserner Deckel; vergl. oben Fig. 54.**) Backöfen sind in Bosnien selten und wahrscheinlich fremdem Kultureinfluß in jüngerer Zeit zuzuschreiben.

Für künstliche Beleuchtung ist im bosnischen Hause sehr schlecht vorgesorgt. Das Herdfeuer wird wohl die einzige Licht-

*) Miklosich, Etym. Wörterbuch, S. 218. Verfasser, M. A. G., XXIII, S. 157. V. Andrian, Die Altausseer, S. 48.

**) Im serbischen Hause Ungarns kommen derartige große (30 bis 60 cm breite) tönerne Backdeckel vor. Sie werden zaklopač genannt. Bünker, M. A. G. XXVII, S. 107.

quelle des Nachts sein, für plötzlichen Bedarf mag ein Streichholz — sie sind überall vorhanden — oder ein angezündeter Holzspan dienen. Die Spanleuchter unserer Häuser sind unten nirgendwo zu finden. Nur etwas unserer „Keanleuchte" entsprechendes habe ich gefunden, den čirak (Fig. 60). Das dargestellte Exemplar stammt aus Jajce. Bei uns sind ganz entsprechende Formen bis jetzt kaum zutage getreten.

In der Stube (soba) herrscht der Kachelofen. Er heißt peć oder furuna. Die Sprache bietet also hier keinen Beweis für die Entlehnung des Gegenstandes aus dem oberdeutschen Kulturgebiet. Die Öfen sind immer prismatisch. Die alte, kugelige Form habe ich nirgendwo gesehen. Auch gibt es keine Öfen mehr, bei denen Kachel an Kachel steht. Die Ofenkacheln sind verhältnismäßig klein und konkav. Doch finden sich konvexe Kacheln (Fig. 78 f.), die aber meistens bei der Herstellung der Wände des Baderaums (oder besser Waschraums) neben dem Ofen in der Stube verwendet werden.

Man muß aus diesen Tatsachen schließen, daß das oberdeutsche Haus der Zeit, in welcher die Entlehnung nach Bosnien stattfand, sowohl konkave wie konvexe Kacheln besaß, was dem heute noch bestehenden Zustande entspricht. Leider sind die Grenzen der Ausbreitungsgebiete der konvexen und der konkaven Kacheln noch nicht festgelegt.

Daß der Kachelofen von der Küche (durch die Wand) geheizt wird, ist auch in Bosnien die Regel. Doch kommt es vor, daß er seine Heizöffnung in der Stube hat, was in unserem Bauernhause niemals vorkommt, es sei denn, daß ein seiner Form nach klar erkennbarer städtischer Ofen (Fig. 83) seinen Einzug ins Bauernhaus gehalten hätte.

In den besseren, aber nur den mohammedanischen bosnischen Häusern ist an der Ofenwand ein Holzverschlag (musandra, musander, dolaf) angebracht, der ein Depositorium und das Bad enthält.

Der Fußboden der Stube ist gedielt. An den Rändern liegen Matratzen (minder). Über den Tisch wurde schon gesprochen. Er hängt, wenn er nicht gebraucht wird, an einer Wand, aber nicht in der Stube, oft außen am Hause.

Bank, Bett und selbstverständlich der Stuhl fehlen. An den Wänden findet sich eine Stellage, raf genannt, unserer *„Rem"* entsprechend. Auch Wandkästchen finden sich. Kleine

dreibeinige Blechpfannen für Kohlen (dagara, mangala) kommen häufig vor. Man erwärmt darin den Kaffee oder wärmt sich die Hände daran.

Die weitere Entwicklung des bosnischen Hauses ging so vor sich wie die des oberdeutschen Hauses: Die Urzellen vermehren sich, und es tritt ein Obergeschoß hinzu. Es entstehen dann Häuser mit mehreren Stuben, eventuell auch mit mehreren Küchen. Das Obergeschoß beginnt damit, daß über der Decke der Stube eine neue Stube entsteht, deren Fenster das Dach durchbricht, eine Entwicklung, die der beim nordischen Hause, die zur Entstehung der Ramloftstube geführt hat, entspricht.

Eine besondere Ausgestaltung hat der Flur durchgemacht, der zur Divanhana des muhammedanischen Hauses geworden ist. Die Divanhana ist aus einem Mittel-, Eck- oder Seitenflur entstanden. Sie ist aber keineswegs mehr ein bedeutungsloser Raum, sondern ein sehr beliebter Aufenthaltsort für die Frauen und Kinder, ist demgemäß ausgestaltet, hat viele und eng vergitterte Fenster, die der Neugier für die Vorgänge auf der Straße viel Vorschub leisten, weil man sehen kann, ohne gesehen zu werden, ist auf diese Weise schon nach außen hin erkennbar und geradezu zu einem Erkennungszeichen des muhammedanischen Hauses geworden.

Das bosnische Gehöft ist ein Haufenhof geblieben. Ansätze zu dem fränkischen Hofe habe ich nicht gefunden. Auch ein Einheitshaus ist infolge dessen nicht entstanden. Aber wohl kommt es vor, daß das Erdgeschoß den Stall enthält, das Obergeschoß die Menschenbehausung.

Das Gehöft hat nicht viele Gebäude. Außer dem Wohnhause ist sicher nur der Kukuružniak vorhanden. Vergl. Fig. 103. Er steht immer auf Pfählen, ist meist aus Flechtwerk, öfter aber auch schon aus einem Balkengerüst mit dünnen, den Luftzutritt ermöglichenden horizontalen Latten, die also das Flechtwerk ersetzen, hergestellt. Daß wir es hier mit einem

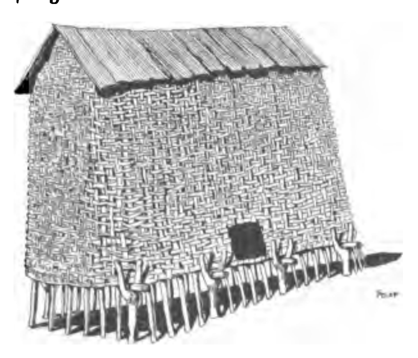


Fig. 103. Geflochtener bosnischer Maiskorb.

osmanischen Elemente zu tun haben, das erst mit der Maiskultur ins Land gekommen, ist ganz unwahrscheinlich. Der Kukuružniak findet sich in soliderer Form in ganz Westungarn, ja auch auf steirischem Boden. Er scheint die Urform der oberdeutschen Scheune darzustellen, denn auch diese wird noch in verschiedenen Gegenden aus begreiflichen Gründen der Zweckmäßigkeit als Pfahlbau hergestellt und mit undichten Wänden versehen, um die Luft in das Innere eintreten zu lassen.*)

Gedroschen wird im Freien auf einem rein und eben gemachten Stück Wiese oder Feld. Die anderen Feldfrüchte — mit Ausnahme des Maises — werden oft in großen Holzkisten auf dem Dachboden des Hauses untergebracht, was auch bei uns vorkommt. Dadurch wird das Getreide vom Rauche „gesöllert" (zu solarium).

Wieder hilft uns der Zustand in Bosnien, die Geschichte einer oberdeutschen Einrichtung zu erkennen, nämlich der Scheune. Wir können sie uns so entstanden denken, daß man den Dreschplatz und die herumstehenden Fruchtkörbe unter ein Dach brachte, in einem Gebäude vereinigte. Der Dreschplatz wird zur Tenne (oberdeutsch auch „der, das Tenn"), die Fruchtkörbe zu den „Bansen", „Hüllern" usw.**) Daß dann mit der fortschreitenden Kultur der Tennboden nicht mehr in seiner Herstellung als Lehmschlagboden genügte, sondern mit dichtschließenden Brettern gedielt wurde, ist selbstverständlich.

Die jetzige Tenne der oberdeutschen Scheune geht quer durch diese durch. Der Plan von St. Gallen hat aber eine kreuzförmige Tenne.***) Das stimmt sehr gut zu unserer Annahme, daß die Scheune aus dem Dreschplatze und den herumliegenden Fruchtkörben erwachsen ist.

---

*) J. F. XVIII, S. 259 f.

**) v. Andrian, Die Altausseer, S. 66 ff. — Die gotische bansts, ἀποθήκη, „Scheuer", war wohl auch nichts andres als ein Fruchtkorb wie der bosnische Kukuružniak. Das Wort „Bansen" gehört zu bansts.

***) Auf der kreuzförmigen Tenne steht geschrieben: area in qua triturantur grana et paleae. In dem umgebenden Raume: horreum vel repositio fructuum annalium. Bei der anderen Scheune geht der Querarm des Kreuzes weiter als bei dieser, d. h. ebenfalls bis zum Ende des Gebäudes wie der Längsarm. Auf dieser Tenne steht: granarium ubi mundatum frumentum servetur et quod ad cervisam praeparatur. Die in den Ecken übrig bleibenden Räume haben die Bezeichnung: repositoria earundem rerum.

Also auch in Bezug auf die Scheune zeigt uns das bosnische Haus keine prinzipielle Abweichung vom oberdeutschen Hause, sondern bloß eine zeitliche: Als das oberdeutsche Haus nach Bosnien verpflanzt wurde, hatte es in seiner volkstümlichen, weitest verbreiteten Form noch keine Scheune in dem heutigen Sinne unseres Wortes.

Einen Stall hat das bosnische Gehöft durchaus nicht immer. Das hängt mit der sehr häßlichen Art, wie der Bosniak sein Vieh behandelt, zusammen. Die ursprüngliche Form des Stalles war ein Flugdach auf Pfosten, wie es in Rumänien noch oft vorzukommen scheint.

Wenn man das bosnische Wohnhaus mit seinem nach allen vier Seiten steil abfallenden Dache betrachtet, dann sieht man wohl, daß es nicht geeignet war, in unmittelbarer Nähe eines anderen Gebäudes zu stehen. Man kann nichts an das Haus anbauen, weil das Regenwasser des Hauses darauffl̈össe, eine Tatsache, die es verhindert hat, daß eine Art Einheitshaus durch Zusammenrückung entstand, und die auch im Dorfverbande sich hinderlich erwies.

Über die entwickelten, vornehmen, städtischen muhammedanischen Häuser Bosniens, namentlich Sarajevos, ist folgendes zu sagen:*)

Die Fundamente und der Sockel sind aus Bruchstein, das Parterremauerwerk aus Lehmziegelmauern, welchen durch ein System hölzerner Schließen (hatula) ein ziemlich guter Verband gegeben wird. Das erste Stockwerk besteht aus Riegelwänden, welche mit Lehmziegeln ausgemauert sind, oder aus hölzernen Wänden. Der erste Stock ragt zumeist über dem Erdgeschoß vor, wie es auch bei den alten deutschen Stadthäusern oft der Fall war. Das Dach ist, verschieden vom Bauernhause, meist flach und mit Hohlziegeln gedeckt. Es springt nach allen Seiten ziemlich stark vor und schützt die Wände.

Das Haus gliedert sich in das selamluk, „Herrenhaus", und haremluk, „Frauenhaus". Dazu kommt der Stall, der auch die Wohnungen der Dienerschaft enthält. Im Winter wohnt man ebenerdig, im Sommer im Obergeschoß. Das Winter-Männerhaus besteht aus einem einzigen Zimmer, dessen Ein-

---

*) E. Stix, Das Bauwesen in Bosnien und der Herzegowina. Wien, 1887, S. 18 f.

richtung ein Ofen (peć) mit anschließender Badestelle (banica), ein hölzerner Kasten (dolaf) und ein längs der Wand herumgehender, als Schlafstelle benützter minder bildet. Der minder besteht aus einem podiumartigen, zirka 20 cm hohen Holzgestell (minderluk), worauf die eigentlichen minder, „Matratzen",



Fig. 104. Häufiger Ofentypus.

gelegt oder als Rückenlehne gestellt werden. Die Einrichtung der weiblichen Wohnzimmer ist dieselbe wie bei den Männern: auch hier findet sich Ofen, Bad, Minder, Dolaf und Teppiche. Sowohl die Männer- wie die Frauenabteilung haben eine Divanhana mit vielen Fenstern, Minder und Teppichen auf dem Boden.

Die Küche, mutvak genannt, geht durch die ganze Höhe des Hauses bis in den Dachbodenraum durch. Der Rauch vom offenen Herde zieht hinauf und entweicht durch *Dachlücken*. In der Küche ist ein kleiner Raum (hudžera)

abgeteilt, der als Speisekammer dient. In der Küche ist ferner noch ein dolaf sowie eine banica.

Das typische Haus, das dieser Beschreibung vorschwebt, stammt aus dem Jahre 1672.

b) Das bulgarische Haus.

Die bulgarische Stube der städtischen Häuser hat große Ähnlichkeit mit der bosnischen Bauernhausstube.*) Um die Stube herum läuft eine niedrige hölzerne Stufe, die mit Strohsäcken bedeckt oder mit Teppichen verkleidet ist, minderé genannt. Zum Aufstellen der Speisen dienen niedrige runde Tischchen. In den Mauern finden sich Wandschränke, duláp, eingemauert, in denen die Bewohner ihre Habseligkeiten verwahren. Man schläft auf dem Boden; die dazu verwendeten Teppiche, Decken, Kisten werden (wie in Bosnien im besseren Hause) bei Tage in den Wandschränken untergebracht. Die Kachelöfen heißen grъnci, was eigentlich „Töpfe" bedeutet, aber auch sóba, was, wie erwähnt, unserem Worte Stube entspricht.



Fig. 105. Steirische Konvexkachel.

In den meisten Häusern gibt es aber nur tönerne oder metallene schüsselförmige Wärmpfannen mit glühenden Kohlen, mangál.

Über das volkstümliche Bauernhaus haben wir eine vortreffliche Arbeit von Marinow.**) Der Feuerbock ist dreibeinig und hat eine Gestalt, die sich auch in der Herzegowina findet. Feuerzange und Feuerschaufel haben dieselbe Form wie die entsprechenden bosnischen Geräte.

---

*) Jireček, Das Fürstentum Bulgarien. S. 161.
**) Sbornik, Sophia 1901, Bd. XVII, II. Materialien.

c) Das rumänische Haus.

Daß sich auch in Rumänien gelegentlich das oberdeutsche Haus findet, ist nach Angaben Damé's sicher.*)

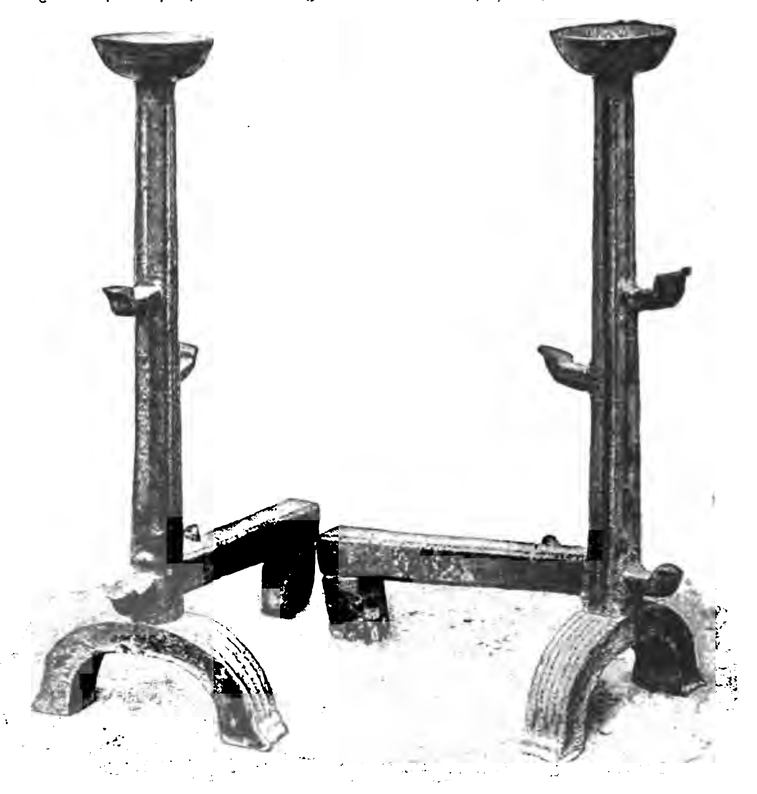


Fig. 106. Ein Paar dreibeiniger (wahrscheinlich italienischer) Kaminfeuerböcke.

Bemerkenswert ist, daß auch hier der Kachelofen sobă genannt wird. Das Haus ist dem bosnischen sehr ähnlich, nur steht der Herd in der Ecke der Küche (tindă) und in der entsprechenden Stubenecke der Ofen. Der Eingang ist in der Küche.

*) *Vergl. Damé,* Incercare de Terminologie, S. 98 Fig. 5.

Der sonstige Hausrat hat in manchen Stücken Ähnlichkeit
nit dem bosnischen und bulgarischen. Auch der tönerne Brot-
ackdeckel findet sich.

Um die Stube läuft eine Bühne, pat genannt, auf der
nge Strohpolster mit Teppichen aus färbiger Schafwolle liegen,
lso eine Einrichtung, die ganz dem bosnischen minder ent-
richt.*) Als Eßtisch dient eine niedere runde Scheibe auf
:ei Beinen, zu der sich die Leute beim Essen auf dem
oden lagern.

Nachtrag zu Seite 52.

Eine Kuppel von der Form einer Schnecke aus Töpfen
it außer der erwähnten Kirche von San Vitale in Ravenna
ch die Sophienkirche in Konstantinopel. Die Figur 68 auf
eite 52 sucht diese Bauart zu verbildlichen; sie stammt aus
verbeck, Pompeji, 1. Aufl., Seite 259, wo sie aber irrtümlich
s Ofenkuppel bezeichnet wird. Der pompejanische Töpfer-
en, um den es sich dort handelt, hat ein aus sieben Kränzen
n Gefäßkacheln hergestelltes Tonnengewölbe, was beweist, daß
e Hafneröfen in Stoob (ebenso wie unsere Kachelöfen) eine
te römische Technik fortsetzen. Vgl. Overbeck-Mau, Pompeji,
Aufl., S. 380, H. Nissen, Pompejanische Studien, S. 63 ff.

---

*) Verfasser, S. B. A. W., 144, VI, S. 23.

Literatur und Materialien.

Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und seinen Grenzgebieten. Hrsg. vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine. Dresden, G. Kühtmann, ab 1901 (zitiert B. H. D. R.).

Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten. Hrsg. vom Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereine. Verlag des Öst. Ing.- und Arch.-Ver. Wien und Kühtmann, Dresden, ab 1901 (zitiert B. H. Ö. U.).

Das Bauernhaus in der Schweiz. Hrsg. vom Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Vereine. Dresden, G. Kühtmann ab 1901 (zitiert B. H. Schw.).

O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. Straßburg 1901. (R. L.)

K. Müllerhoff, Deutsche Altertumskunde, IV. Bd. Berlin 1900.

M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen. Leipzig 1899.

K. G. Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung. I Leipzig 1902, II. 1903.

A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, 2. Aufl., 2 Bde. Leipzig 1889.

A. Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert Große Ausgabe. Wien 1892.

K. Weinhold, Die deutschen Frauen. 3. Auflage. 2 Bde. Wien 1897.

R. Henning, Das deutsche Haus. Straßburg 1882. Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. XLVII.

A. Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin 1882.

A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen. 3 Bde., 1895, mit Atlas.

G. Bancalari, Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen. Wien 1893.

A. Dachler, Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung. Wien 1897. Vgl. auch Textband zu B. H. Ö. U.

Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild. Wien.

